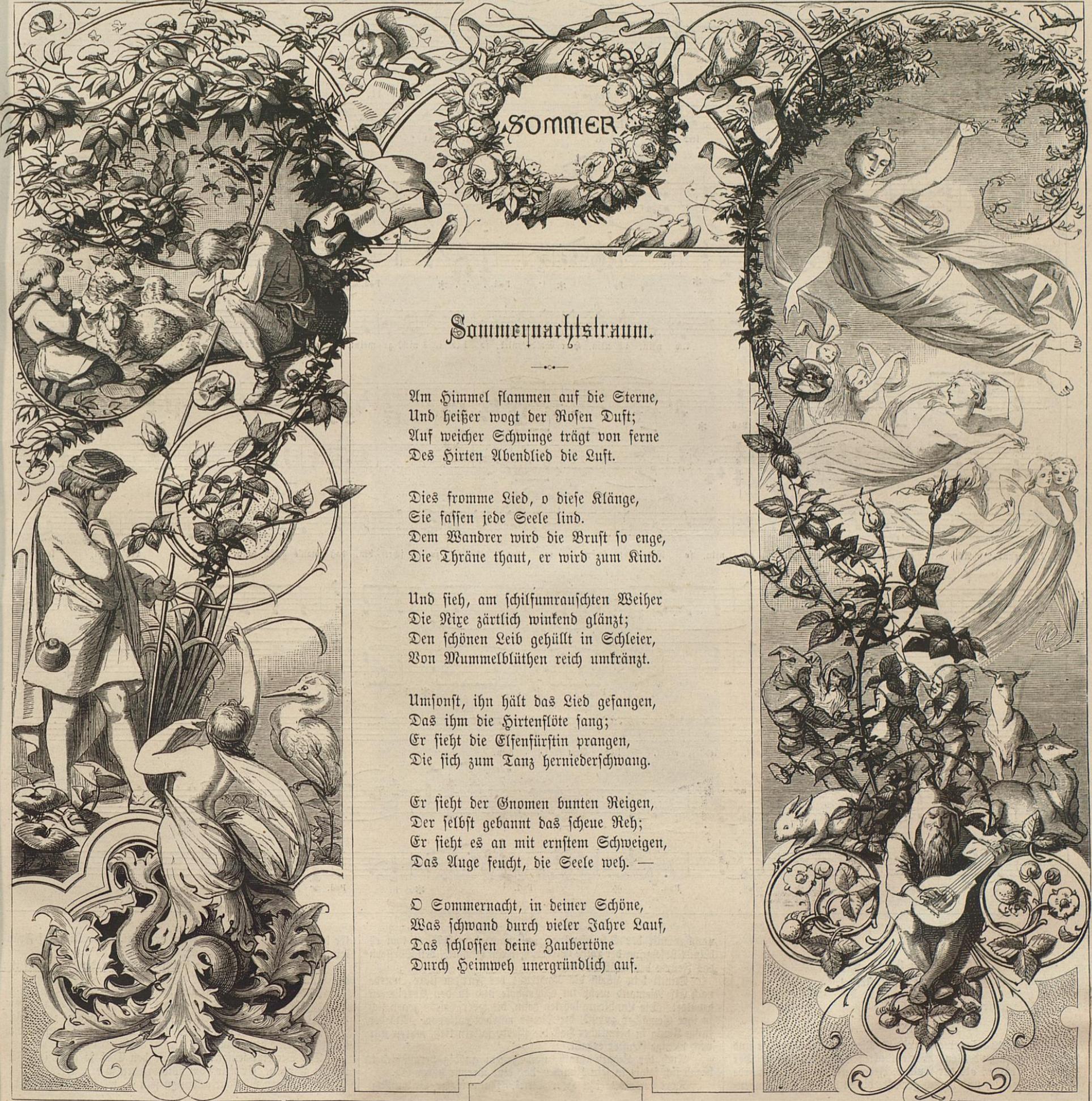




Inhalt: Sommer. Zeichnung von Professor Caspar Schuren, mit Versen von Ludwig Bund. — Lied, comp. von Gustav Haffe. — Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Heigel. (Fortsetzung, mit Illustration von Vinc. St. Verche.) — Gefangene Frauen. Von George Hefietiel. (Schluß.) — Erinnerungen. Von Karoline Bauer. — Das Favort. Von Ludwig Rietsch (mit Illustration von D. Erdmann). — Ein Glas Wasser oder eine Rosenknospe. Roman von Louise Mühlbach. (Fortsetzung.) — Kosmetische Briefe. Von Dr. Cornelius. — Die Mode. — Auflösung der Charade Seite 148. — Rebus. — Räthsel. — Correspondenz.



Sommernachtstraum.

Am Himmel flammen auf die Sterne,
Und heißer wogt der Rosen Duft;
Auf weicher Schwinge trägt von ferne
Des Hirten Abendlied die Luft.

Dies fromme Lied, o diese Klänge,
Sie fassen jede Seele lind.
Dem Wanderer wird die Brust so enge,
Die Thräne thaut, er wird zum Kind.

Und sieh, am schilfumrauchten Weiher
Die Nixe zärtlich winkend glänzt;
Den schönen Leib gehüllt in Schleier,
Von Mummelblüthen reich umkränzt.

Umsonst, ihn hält das Lied gefangen,
Das ihm die Hirtenflöte sang;
Er sieht die Elfenfürstin prangen,
Die sich zum Tanz herniederschwang.

Er sieht der Gnomen bunten Reigen,
Der selbst gebannt das scheue Reh;
Er sieht es an mit ernstem Schweigen,
Das Auge feucht, die Seele weh. —

O Sommernacht, in deiner Schöne,
Was schwand durch vieler Jahre Lauf,
Das schlossen deine Zaubertöne
Durch Heimweh unergründlich auf.

Lied.

Gedicht von F. L. Hiedt. Musik von Gustav Haffe.

Allegretto.

B. 1. Ach, theu-er-ster Herr Goldschmied, wie ist's so trau-rig mir, noch heu-te reißt mein Bret-chen in die Fer-ne fort von hier, in die wohl, ja wohl, mein Be-ster, den Wunsch er-füll' ich gleich, doch seid nur nicht so trau-rig, sie kehrt zu-rück zu euch, sie

1. Fer-ne fort von hier, nun bitt' ich ihn recht herz-lich, mein gu-ter Mei-ster sein, ein gol-den Ring-lein mach' er und schreib' er da hi-nein: Leb' wohl, leb' 2. kehrt zu-rück zu euch, Hier habt ihr, was ihr wün-schet, ein Ring-lein wun-der-sein, und d'rein hab' ich ge-schrie-ben mit schö-nen Schönr-le-

I. Poco lento. espressivo

1. wohl, lieb Bret-chen, leb' wohl, leb' wohl, lieb Bret-chen. B. 2. Ja kein: Leb' wohl, leb' wohl, lieb Bret-chen, leb'

Tempo I. II. Leicht hin, ohne zu jögern.

2. wohl, leb' wohl, lieb Bret-chen. Ach nein, ach nein, Herr Goldschmied, so hab' ich's nicht ge-meint. „Ich däch-te doch, Ihr hät-tel's ge-wün-schet so, mein

2. Freund. Ach nein, ach nein, Herr Goldschmied, ach nein, so ist's nicht schön, ich bat ihn so zu schrei-ben, daß man's gleich konnt' ver-nehm: Leb' wohl, leb'

Poco lento. espressivo

2. wohl, lieb Bret-chen, leb' wohl, leb' wohl, lieb Bret-chen.

a tempo

Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel. (Fortsetzung.)

IX.

Wie war das Feuer entstanden? Niemand hat jetzt Zeit und Fassung, daran zu denken. Wer entdeckte das Unglück zuerst? Der Eine wohl früher, als der Andere, Jeder zu spät. Jener wurde vom Brandgeruch und Rauch geweckt, diesen rüttelte ein Stuben-

nachbar mit der Schreckensnachricht wach, dem Förster that es beim Pürschgang der rothe Widerschein am Himmel, den Dörflern das Feuer des Wächters kund. Damit kein Lärm die Nachtruhe des Fürsten störe, wurde nach Elf Niemand mehr im Schloßhofe und in den Corridoren gebuldet. Die Landleute kehrten heim, die Herrschaften zogen sich in ihre Gemächer zurück, die Diener wurden entlassen. Als der junge König in heimlicher Hast die Pferde satteln ließ, waren nur noch wenige Fenster erhellt. Auch der Legationsrath, von Jenem gnädig verabschiedet, begab sich sofort in sein Zimmer, das eine Treppe höher lag. Dort erwartete ihn Herr Titus. In erregter Stimmung.

Er hatte nämlich im Corridor den ersten züchtigen Kuß auf Fräulein Sophiens Wange gedrückt. „Da sind Sie ja, mein lieber Titus,“ redete sein Chef ihn an. „Wann kamen Sie an?“ „Vor einer halben Stunde, Herr Legationsrath.“ „Haben Sie die Briefe besorgt?“ „Ich trug das Portefeuille selbst nach Bergsdorf zur Post.“ „Das war schön von Ihnen, lieber Titus. Und nun wünsch' ich Ihnen eine gute Nacht.“ Der Secretär seufzte. Er hätte den Chef so gern ins Vertrauen gezogen. Er war vom Wiedersehen so erregt... Aber Burg wünschte allein zu sein — wie immer, wenn der

Affect die schöne Ordnung seiner Ideenkreise bedrohte.... Er ver- löschte das unruhige Kerzenlicht, sowie Titus die Thür hinter sich geschloffen, rollte einen Stuhl ans Fenster und erwartete von der Ruhe umher Entlastung.

Aber über ihn kam Ruhe nicht so bald! Die Wünsche, die einst beim Nauschen der See seine Seele erfaßt hatten, locken wieder; er vernimmt zwischen Bergen plöz- lich die Sirenenstimme. Gewißlich ein Zufall. Ein Zufall indeß, welcher die ernstesten Jüge eines Verhängnisses trägt. Denn — und bei dem Gedanken springt Burg empor — denn was soll ihm jetzt die Musik der Liebe! Furcht und Sehnsucht, Wonne und Weh! Kam er um einer Gebirgsidylle willen, die mit einer Hoch- zeit oder — einem Korbe schließt, den weiten Weg aus der Hei- math? Ihm winken höhere Ziele!

Und wenn er auch nur eines Läufers Antheil hätte an dem Schachkampfe, der zwischen Nord und Süd in der ländlichen Ein- samkeit sich abspielt — die Lösung lautet: Schach einem König!

Er muß über sich lächeln. Was würde mein Chef dazu sagen, denkt er, wenn der wüßte, daß ich vorhin auf den Fürsten, dessen Gemüth ich überreden, dessen Verstand ich überzeugen soll, eifersüchtig wurde, weil er die Schöne schön fand! Oder steckte hinter der flüchtigen Bemerkung etwa Mehr? Warum versiel er sofort auf den Jugendstreich, mitten in der Nacht um einige Blumen den Hals zu wagen, die er durch jeden Reiknecht holen lassen oder ebenso gut hier be- kommen konnte?

Und wenn es so wäre?! — Was wäre dann meine Pflicht? Mir in Helene eine Ver- bindete zu sichern!

Der Zweck heiligt nicht, aber erlaubt manches Mittel. Und ich wäre ja nicht der Erste, der zwei sündlich schöne Augen zum Anwalt einer guten Sache machte. Was hat die Moral mit der Politik zu thun!

Er verläßt diese Ueberlegungen, indem er sich seufzend ein- gesetzt, daß der Umgang mit einem romantisch gestimmten Jüng- ling ansteckend wirkt.

Wir führen doch kein Intrigenstück auf! — Er beschließt, schlafen zu gehen.

Ja, und um mich mit einem braven Wort schlafen zu legen — Wie sagen die Juristen? — Aequum et bonum!

Das von Natur Nüchtern und nach ewigem Maßstab Billige sei uns — sei uns Richtschnur! — Aequum et bonum!

Mit diesem „braven Wort“ entschlüft er und aber erwacht mit dem Gedanken „Helene!“, da wüßter Lärm die Stille der Nacht unterbricht, und ein schimmerndes Roth, als Alpenglüh in seine Fenster leuchtet.

Des Grafen erste Frage, da er die Schreckenskunde hört, ist nach dem König.....

Die Scene ist von wilder Romantik.

Das Feuer, das durch fluchwürdige Hände an mehreren Stellen gelegt zu sein scheint, findet Anfangs nur Nahrung, kei- nen Widerstand. Die Löschanstalten sind nicht in Ordnung, zu- dem löst der erste unsagbare Schrecken die kräftigsten Arme. Denn der Feind zeigt sich den Erwachten sogleich in seiner ganzen Furchtbarkeit. Dampf überall, dem allenthalben bald die Flammen entzüngeln. Diese haschen und vereinigen sich, hier prasseln sie als Garbe hoch über das Dach empor, dort schlagen sie schon aus den tieferen Stockwerken.... Die Kirche allein steht noch verschont, nur angeglüht. Das Schloß dagegen ist bald eine lodende Esse. Der gewaltige Bau zeigt seine Gliederung, seine Thürme, Säulen und Balustraden in entsetzlicher Lebendigkeit. Der Brand wirft seinen Schein weithin, auf die bewaldeten Kuppen und kahlen Schroffen.

Ein grauenvolles Getöse herrscht im Hofe. Zwischen stampfenden Pferden und brüllenden Kindern eilen Männer und Frauen hin und her. Die Einen jammern, Andere fluchen. Aus dem lodernen Innern gellt es dort und da um Hilfe. Leitern werden angelegt, die Niemand besteigt. Aus einigen Fenstern fliegen Risten und Kästen herab, die auf dem Pflaster zerschellen. Und jetzt schallt in all den dämonischen Lärm der tiefe Ton der Kirchenglocken, die drei, vier verzweifelte Schloßmägde zu läu- ten begannen.

Sie tönen ebenso ruhevoll und rein, wie wann sie Sonntags zum Hochamt laden.

Endlich kommt Hilfe aus dem Thal. Die Helmburger zuerst, dann die Mannschaften entfernterer Gemeinden. Bald fliegen die Eimer von Hand zu Hand, es zischt der Strahl, es knattern die Funken. Das Furchtbare beginnt ein Schauspiel zu werden. Maurer und Schornsteinfeger geben wahre Bravourstücke zum Besten, und Nachahmer finden sich, denn wo Peter wagt, will Hans nicht zurückbleiben.

Egon Holberg gehört zu den Kühnsten. Er hat Helene, als sie unerklärlich lang im brennenden Hause zögerte, mit Lebens- gefahr in den Flammen gesucht und sie ihnen entrisen. Die tapfere That macht ihn berauscht, sein Muth wird vermessen, seine Kraft ist erstaunlich.

Der alte Graf jedoch sieht, nachdem er des Fürsten wegen beruhigt worden, mit stumpfer Trübsal auf das Vernichtungs- werk, die Hände gefaltet, große Thränen weinend. Legationsrath Burg steht wacker in Reih und Glied; Herr von Wiel hat sich seiner Damen angenommen und sie ins nahe Försterhaus gebracht, wo Wanda und Sophie laut jammern sich umschlungen halten, indessen Helene, von der Todesgefahr dieser Nacht und ihrer zweiten Rettung erschüttert, kraftlos zusammenbricht.

„Die Elemente haben kein Erbarmen,“ murmelt Herr Titus, der im Schlafrock vor dem Ungeheuren steht, auf dem Kopf einen alten Cylinderhut. Den hat er gerettet, hingegen Fräulein Sop- phiens lyrische Gedichte, im Manuscript ihm anvertraut, mit der Helmburg untergehen.

Der Tag bricht durch brauende Nebel, die den Grat der Felsen verhüllen und wie Rauch von der Feuersbrunst über den Fannenwäldern zögern. Um sieben Uhr ist der Himmel eine Last tiefhängender Wolken, und Regen fällt.

Der Brand wird als gelöscht betrachtet. Vom Schlosse ragen noch die geschwärzten, dampfenden Mauern, und nur das Unter- geschloß bleibt wohlthlicher, als eine Ruine. Die Kirche ist der Gefahr entgangen.

Ein schöner junger Mann, den ein Diener sorglich in den Mantel hüllte, bietet dem Schloßherrn seinen Arm und führt ihn mit sanfter Gewalt von dem traurigen Schauplatz.

Daß Graf Helm auf diesen Arm sich stützen darf, gewährt ihm in schwerer Stunde den besten Trost.

„Majestät,“ sagt er mit einem Versuch, zu lächeln: „ein Feuerwerk stand allerdings nicht in meinem Festprogramm.“

Sie gehn ins Försterhaus. Es liegt kaum hundert Schritte weiter unten, am Waldsaum.

Im niedrigen Gastzimmer, in welchem es nach Aepfeln und feuchter Wäsche riecht, treffen jene den Legationsrath bemüht, die Damen aufzurichten. Letztere sitzen am Eichentisch und lassen die Köpfe hängen. Vom Kaffee, den ihnen die Försterfrau in unge- heuren Laffen credenzt, nippten Wanda und Helene, aus Höf- lichkeit. Die stoische Sophie leert auch noch diesen Leidenskelch.

Herr Titus ist zwar anwesend, schämt sich aber, seiner Toi- lette halber, hinter dem Ofen hervorzukommen.

Papa Wiel fand zu seinem Troste in der Nebenkammer ein reinliches Bett — er schläft.

Das Wiedersehen macht die Thränen fließen, doch legt die Gegenwart des Fürsten Allen Mäßigung auf.

Während Graf Helm seine Schwiegertochter ans Herz drückt, ihr die Wange streichelt und drei neue Schlösser für das alte verspricht, tritt auch Egon herein. Seine Kleider sind versengt, zerrissen und trüben, sein Gesicht ist rauchgeschwärzt, allein es hat einen kühnen, freundigen Ausdruck, und seine Augen haben solch ein Feuer, daß Helene, die der erste Blick trifft, ihre Wim- pern nieder schlägt.

Da werden sie Alle von Wanda's Ausruf erschreckt. „Wo bleibt Leo?“

Sie sehen fragend einander an.

„Ist er denn hier nicht?“ sagt Egon. „Ich dachte ihn längst bei Euch.“

„Leo!“ schreit Wanda und macht sich vom Grafen frei.

„Sophie, sagten Sie nicht, daß Sie ihn sahen?“

„Allerdings — ich glaube — ich habe —“ stottert das Fräulein.

„Leo! Leo! es ist ihm ein Unglück zugestoßen.“

Man sucht die Zimmernde zu beruhigen. Ihr Bräutigam werde noch auf der Brandstätte sein. Auch Egon erinnert sich, ihn gesehen zu haben. „Auf Wort, und sogar erst vor kurzem — Sahen Sie ihn denn nicht auch, lieber Onkel?“

Der alte Herr fährt sich wild in die Haare. „Ich — ich? — Jesus Maria! — ich glaube!“ Der Gedanke, daß er nur für den Untergang seines Hauses Augen hatte, schnürt ihm die Kehle zu.

Wanda — „o, daran ist nur diese dumme Person, das Fräu- lein, Schuld!“ — Wanda will sofort zur Brandstätte....

Die Männer, erschrockene Blicke wechselnd, halten sie zurück.

„Sie könnten sich den Tod holen, mein liebes Fräulein,“ übernimmt der Fürst die Aufgabe, die Drängende zum Bleiben zu zwingen. „Die Luft ist eisig — der Regen gießt jetzt in Strömen. Ueberlassen Sie es den Herren, ihn zu holen. Wahr- scheinlich hält ihn mein Adjutant dort zurück. Ich bitte Sie, hier zu warten.“

Eines Königs Bitte übt immer ihre Wirkung. —



Er geleitet Wanda zum Sopha, während der Graf und Egon aus dem Hause eilen. Auch Herr Titus benutzt die Ver- wirrung, sich und seinen Schlafrock den königlichen Blicken zu entziehen.

Die Zurückbleibenden sind um das Mädchen beschäftigt, nur Helene schreitet — schwerer, schwankender, als sonst — ans Fenster und blickt Jenen nach. Mit welch einem Blick! Die Lippen im blutlosen Antlitz sind fest geschlossen, und ihre Hand ballt sich über dem Herzen.

Helene weiß es: Sie bringen Leo nicht zurück.

Alle Erlebnisse der vergangenen Nacht stellen sich ihr vor die Seele.

Von ihrem Erwachen im Schloß bis zum Eintritt in dieses Haus. Erlebnisse — grausend sagt sie sich's — keine Träume!

Auch das ist die Wahrheit: Hätte sie gestern, trotzdem Alles sich um den Besuch des Fürsten drehte, Leo's Dunkel zu einer Un-

terredung gezwungen, vom Vorgang auf dem Mönchsstein unter- richtet, so wäre das Furchterliche nicht geschehen. War es nur zarte Rücksicht auf den Vielbeschäftigten, nur Schonung des Ver- wandten, was sie abgehalten hatte?

Es fröstelt sie, wenn sie sich danach fragt.

Auch dann wäre noch Zeit gewesen, als der König sich zurück- zog.... Doch da fühlte sie sich so müd und abgespant, und die geschwähige Cousine wich ihr nicht von der Seite....

So blieb es ungesagt. Sie ging in ihr Zimmer, schloß es ab, entkleidete sich rasch und lag bald in tiefem Schlafe.

Wie lang, weiß sie nicht.... Ein Geräusch an der Thür er- weckte sie. Mit einem Ruck richtete sie sich auf und spähte umher.

Sie hatte die Lampe ausgelöscht, doch ein Mondstrahl lief vom Fenster quer durchs Gemach, und ihm folgend, blieb der Blick Helensens an der Flügelthür haften.

Eine Weile war es still, und schon begann sie an eine Ein- nestäubung zu glauben.

Doch da regte sich's draußen, so leise, dennoch vernehmbar. Jemand, der an ihrem Zimmer gehorcht hatte, schlich hin- weg — ganz leise — mehr langsamen und vorsichtigen, als leich- ten Schrittes —

Dann wieder Grabesstille.

Vorgebeugten Leibes horchte sie angestrengt.

Nichts! Dennoch pochte ihr Herz mit immer hastigeren Schlä- gen, eine wachsende Angst, die Ahnung eines Unheils besiel sie, überließ sie wie Fieber, kalt und heiß.

Ihr Zustand wurde unerträglich. Endlich ermannte sie sich so weit, aufzustehn. Sie schlüpfte in einen weiten leichten Mor- genrock und hüchelte an die Thür.

Dort hielt sie den eigenen Athem an, um jeden Athemzug zu hören: Alles still!

Muthiger geworden, drückte sie leise auf die Klinke. Die Thür war fest geschlossen.

Da — tapp, tapp, tapp, schallt es über ihr. Und doch wurden die Räume droben, wie sie wußte, nicht bewohnt.

Ein Uebermaß von Angst macht beherzt. Rasch entschlossen, öffnete sie und trat in den dämmerigen Corridor.

Das Erste, was ihr auffiel, war ein eigenthümlicher, bran- digter Geruch... Etwas legte sich ihr auf die Brust, das Athmen erschwerend —

Rauch!

Wie ein Pfeil schoß sie den Gang entlang. Sie wollte die nächste Treppe erreichen und hinab und an das erste bewohnte Zimmer klopfen.

Anstatt nach links, hatte sie sich nach rechts gewendet und fand sich zuletzt am Ende des Corridors, wo, seitlich in der Mauer, eine schmale Wendeltreppe nur hinauf, nicht hinunter führte.

Von dieser Treppe zog sich, im Zwielflicht deutlich, ein leich- ter Flor.

Die Begier nach Gewißheit überzog alle Bedenken. Die er- sten Stufen schritt Helene zaubernd, die anderen flog sie hinan.

Aus einer offenen Eijenthür wie aus dem Höllethor quoll Gluth und Qualm Helenen entgegen. Dennoch betrat sie die Schwelle und blickte in den ungeheuren Raum, der das Dachge- sparre und den Dachstuhl einschloß. Nicht in Finsterniß lag er, sondern wie ein von hundert Fackeln erleuchteter Dom, denn da und dort loderten, hochgeschichtet, Flammenbündel und warfen ihren Schein um Leviathan's Riesentrümpfen.

Der Schatten einer menschlichen Gestalt bewegte sich im Gluthmeer hin und her.

„Hilfe! Mordbrenner!“ schrie Helene, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, gellend auf — da näherte sich ihr durch Qualm und Gluth der Dämon dieser Hölle, Leo!

Mit einem zweiten Schrei sprang sie zurück, gewann die Thür und schlug dieselbe donnernd ins Schloß.

Dann floh sie hinab, hinab und weiter, schrie noch einmal auf und fiel dann bewußtlos zur Erde....

Sie erwachte, als sie, von starken Armen getragen, im Säulen- gang die Nachtluft atmete.

Alle diese Vorgänge hat sie sich jetzt zurückgerufen, und ein Grauen befällt sie vor dem eigenen Ich, denn wie ist's möglich, daß sie noch lebt, wie möglich, daß sie schweigen kann!

Schweigen!

Wer taucht plötzlich am Fenster auf und legt den Finger auf bleiche Lippen?

Egon.

Sie wendet sich schauernd ab und ins Zimmer zurück.

Die Thür öffnet sich — der Graf steht zögernd auf der Schwelle.

Wanda, emporzuckend, liest in seinem Gesicht und ruft dann: „Wo?“

„Fasse Dich!“

Der Fürst, den Schmerz der Familie ehrend, zog sich mit seinen Begleitern in aller Stille zurück.

Auf dem Wege zum Wagen fragt er den Adjutanten: „Ist er todt?“

„Todt, Majestät.“

„Wie ist das zugegangen?“

„Man hat nur noch Vermuthungen. Der Leichnam wurde halbverkohlt unter eingesunkenen Dachsparren gefunden.“

„Schrecklich!“.....

Das königliche Zweigezspann hält unter den Bäumen, in deren Blättern der Regen rauscht. Der Leibjäger Seiner Majestät winkt mit seinem Federhut, und der rothbejackte Reiknecht, welcher den Kutscher macht, schwingt sich rasch in den Sattel.

Es geht nach Schwansee zurück, im geschlossenen Wagen mit den nebelbeschlagenen Fenstern eine traurige und wegen des Wetters doppelt beschwerliche Fahrt.

„Haben Sie, lieber Legationsrath,“ unterbricht der König einmal das Schweigen; „haben Sie zufällig Fräulein Waldemar beobachtet, als der Graf wiederkam? Der Kopf der milonischen Venus mit dem Ausdruck der Gorgone.“

Es tritt abermal's eine lange Pause ein. Dann fragt der König plötzlich: „Irgendwo sagt Kant, daß es gegen die Wirkung der dichten Einbildungskraft des Verliebten nur ein Mittel, die Ehe, gebe? Er führt dabei das Beispiel eines deutschen Fürsten an, der eine Bürgerliche heirathete. Wissen Sie, wen er damit meint?“

In derselben Nacht ist die Helmburger Schloßkirche durch Wachsfackeln erleuchtet. Ein Katastroph steht inmitten aufgebahrt — der Sarg mit Leo von Holberg.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangene Frauen.

Von George Heschel.

(Schluß.)

Bergebens drängten die Minister den Markgrafen, seinen Verpflichtungen gegen seine Gemahlin nachzukommen; er ließ sich Alles gefallen, aber er zahlte nicht; ja, da er hörte, daß die Markgräfin in ihrer großen Noth Schmuckgegenstände verkauft habe, wies er den Obristen von Heyden, der an Hellenmann's Stelle Commandant von Colberg geworden, an, den Schmuck der Markgräfin zu revidiren. Der barische, alte Soldat aber antwortete dem Markgrafen, „daß dergleichen Prostitution vorzunehmen gegen den Respect sei, den man einer Preussischen Prinzessin schulde.“ Der Markgraf hatte jedes Gefühl von Schicklichkeit verloren; verlangte er doch von den Ministern des Königs 1762, als die Russen Colberg genommen hatten, die russischen Generale zu beauftragen, daß sie den Verkauf von Juwelen, seitens der Markgräfin, nicht dulden sollten, wofür er denn eine mehr als verdiente Zurechnung erhielt. Als Fürst Moritz von Anhalt 1760 starb, konnte die arme Markgräfin weder das Legat von 6000 Thlr. erhalten, noch die Zinsen, weil der Markgraf im Namen seiner Töchter Beschlag darauf gelegt hatte. Daß die königlichen Minister ihm sein Unrecht nachwiesen, hinderte ihn nicht, den Beschlag aufrecht zu erhalten. Erst 1761 zahlte er wieder 3000 Thlr. jährlich, und 1771, wo er durch die Erbschaft seines Bruders reich geworden war und weit über hunderttausend Thaler Renten hatte, legte er großmüthig 1200 Thlr. zu, weil er sich vor den Vormüthern der nun heranwachsenden Töchter fürchtete. Er zahlte also jetzt 4200 Thlr. statt der 5250 Thlr., die er 1751 so feierlich versprochen hatte. Freilich hielt er zu Schwedt eine glänzende Oper mit Ballet. Die Prinzessin des Hauses blieb rechtlos in dem Lande, wo der Müller von Sansjouci Recht fand. Poltinigen hatte in Colberg indessen schwer zu leiden, besonders seit 1758. Die Minister zeigten dem Markgrafen an, daß Colberg mit einer Belagerung durch die Russen bedroht sei, und fragten, was er deshalb wegen der Markgräfin bestimmt habe.

Er hatte Nichts bestimmt, bestimmte auch Nichts. So mußte die arme Frau alle Schrecken des Bombardements aushalten. In ihre Wohnung schlugen allein neun 12pfündige Kugeln, vierzehn dreipfündige Kugeln und eine Bombe; die Markgräfin floh aus dem verwüsteten Gouvernemen unter die starken Gewölbe des Rathschweinfellers. Obrist von Heyden wehrte sich tapfer, und die Russen mußten die Belagerung aufgeben. Nun zog die Markgräfin in ein Bürgerhaus, wo sie mit einer Frau von Saldern, geb. von Hade, still bürgerlich für sich lebte, getrennt von ihrer zweiten Oberhofmeisterin Frau von Hade, geb. von Stechow, und ihrem Hoffräulein von Stechow, welche dringend ihren Abschied verlangten und davonzulaufen drohten, denn im zerstückelten Gouvernemen bekamen sie von dem Haushofmeister Kirchmann, einem Glend, kaum satt zu essen und gar keinen Gehalt.

Nun kam, vom Markgrafen gesendet, zwar kein Geld, wohl aber eine dritte Hofmeisterin, eine Frau von Kuhlmann, geb. von Breygern, ein schändliches Weib, die aber den Markgrafen so bediente, wie er's wünschte, die der Markgräfin Correspondenz unterstutzte und Alle, die sich der Unglücklichen näherten, selbst den reformirten Hofprediger nicht ausgenommen, in giftigster Weise verleumdete.

Dann kam 1760 das zweite Bombardement, durch welches die Markgräfin fast Alles verlor, was sie hatte, auch ihre Kutische und das Weiskner Porzellan-Service, was sie so liebte, weil es ihr der Bruder Prinz Eugen von Anhalt 1755 aus Dresden gesendet. Es war für sie danach fast unerträglich zu leben. Selbst der alte tapfere Obrist von Heyden bat für sie, man möge sie doch nicht einer dritten Belagerung aussetzen. Alles umsonst, ja, der edle Gemahl erwirkte sich vom Könige einen Befehl an den Obristen von Heyden, daß er sie aus ihrer Privatwohnung mit Gewalt in das Gouvernemen zurückbringe. Sie mußte sich fügen; ihre ganze Correspondenz wurde von da ab nach Berlin geschickt, die Kuhlmann aber und Haushofmeister Kirchmann bedienten den Markgrafen nach Wunsch mit den schändlichsten Lügen über das gequälte Weib, welche Jener dann stets dem Könige mittheilte, um ihn immer noch mehr gegen die arme Gefangene aufzubringen.

Jetzt mußte auch das Hoffräulein von Stechow fort, sie war mit der Markgräfin noch von Berlin gekommen und hatte treulich bei ihr ausgehalten, die Kuhlmann aber schrieb, das Fräulein durchkreuze die strenge Durchführung der königlichen Befehle. Der Markgraf blieb der Dame das Gehalt schuldig, und die Markgräfin konnte ihr nicht einmal Reisegeld geben, sie drang ihr allerlei Silbergeschirre zum Abschied auf.

Nun kam die dritte Belagerung Colbergs, und nach zwei-monatlicher müthiger Gegenwehr mußte der tapfere Heyden capituliren, am 15. Decbr. 1761. Gleich nach der Uebergabe machte der russische General Fürst Romanzow mit allen höheren Officieren der Markgräfin seine Aufwartung. Nach 11 Jahren war die Markgräfin endlich frei; sie wies sofort die abscheuliche Kuhlmann und den diebischen, frechen Kirchmann aus dem Hause, dann nahm sie Frau von Saldern als Oberhofmeisterin an und ein Fräulein von Grolmann als Hofdame, verkaufte ihre Habseligkeiten und ging nach Stolpe, sich sicher glaubend unter dem Schutz der Kaiserin von Rußland. Diese aber starb am 25. Febr. 1762. Peter III. schloß Frieden mit Preußen, und Fürst Wolkonosky schickte die Markgräfin nach Stettin zu dem Herzog von Braunschweig-Bevern. Dieser nahm sich ihrer sehr lieblich an, wies ihr eine Wohnung in Damm an; da er aber ins Feld ging, übertrug er die Fürsorge für sie dem General von Puttkammer, Commandant von Stettin, der sie ritterlich beschützte und für sie ebelmüthig sorgte. Und das that noth, denn nun begannen die früheren Quälereien des Markgrafen wieder. Die königlichen Minister mußten mit ihm um jeden Thaler feilschen; Geld gab er seiner Gemahlin nicht, aber dafür schickte er ihr die elende Kuhlmann wieder und deren Spießgesellen Kirchmann.

Die Markgräfin aber schloß diesem Marterwerkzeuge ihres Gemahls die Thür, und General von Puttkammer machte mit der bei ihm klagenden Frau Oberhofmeisterin von Kuhlmann sehr wenig Umstände. Nun wurde der Markgraf wieder gehörig mit Klatsch und Lügen bedient; als er aber darauf hin unartig gegen General von Puttkammer und später klagbar gegen ihn beim Minister wurde, hatten Seine königliche Hoheit sehr wenig Ehre und Freude davon.

Der Herzog von Bevern, die Herzogin von Württemberg, der General von Puttkammer und viele andere hochstehende Personen nahmen so entschieden Partei für das arme Poltinigen, daß selbst die, welche immer noch einen Theil wenigstens von den Verleum-

dungen der Kuhlmann und des Kirchmann geglaubt, jetzt davon zurückkommen mußten.

Am 29. August 1762 mußte die Markgräfin auf Befehl des Königs nach Colberg zurückkehren, hinter ihr her aber kam das edle Paar Kuhlmann-Kirchmann, die alte Glendswirthe schaffte begann von neuem, aber die unglückliche Frau hatte jetzt eine Stütze an dem Commandanten, dem Obristen von Langenow. Leider nur kurze Zeit, denn 1763 kam der alte, finstere Obrist von Heyden wieder, und Kuhlmann-Kirchmann peinigten die arme Frau aufs äußerste, gingen endlich sogar soweit, die Besuche des reformirten Hofpredigers Daubendorff zu verleumdern. Dieser giftige Pfeil aber wendete sich gegen die Verleumder selbst.

Der würdige Geistliche schrieb an den Markgrafen: „Es gibt Personen, welche zum Ansehen und Ordnung des Hofstaates Ihrer königlichen Hoheit der Markgräfin gehalten werden, deren Gedanken nur dahin gerichtet zu sein scheinen, der Markgräfin Aufenthalt dahier durch allerlei Bebrückungen immer trauriger zu machen. Seit Jahren hat die Markgräfin ein wahres Thränenbrod essen und an vielem Nothwendigen Mangel leiden müssen. Seit einem Jahre hat die Markgräfin sich des öffentlichen Gottesdienstes und Genusses des heiligen Abendmahls beraubt gesehen, da dieselbe sich nicht entschließen konnte, in Gesellschaft solcher Personen, welche ihre Andacht stören, die Kirche zu besuchen. Das traurige Schicksal der Markgräfin wurde natürlich in der Gegend bekannt und gelangte auch zu den Ohren der Frau Herzogin von Württemberg in Trepston. Diese gottselige und große Fürstin fragte mich auf mein Gewissen, als ich Ende 1763 in dero Kabinet Gottesdienst und das heilige Abendmahl reformirt hielt, nach den betrübten Umständen und ich habe die Wahrheit freimüthig bekannt.“

Und die sanfte Schwester Friedrich's des Großen, die Markgräfin Sophie, schrieb an den Markgrafen: „Es handelt sich um Eure Markgräfin, welche, so lange als Frau von Kuhlmann bei ihr ist, auf das unverantwortlichste gemißhandelt wird. Diese Frau rechnet es sich als ein Verdienst an, die Markgräfin zu maltraitiren. Dies ist eine wahre und wohlbekannt Thatsache, ebenso, daß ihre unregelmäßige Conduite sie in keiner Weise zu dem Posten, den sie bekleidet, geeignet macht.“

Und der grimmige alte Obrist von Heyden, der wahrlich nicht weicherzig war, der von sich selbst sagt, daß ihn die Markgräfin für den vdißtesten Menschen von der Welt halte, schrieb doch an den Markgrafen: „Mit der jetzigen Verfassung kann es nicht Bestand haben. Die Frau Markgräfin will schlechterdings nicht mit Frau von Kuhlmann sein, und die natürlichste Folge davon ist, daß die Frau Markgräfin, den größten Arrestanten gleich, sich nie aus ihren Zimmern verfügen, noch den geringsten Besuch außer dem Hofprediger empfangen kann. Eine Aenderung dieser Wirthschaft ist durchaus nothwendig.“

Wenn sogar der alte Heyden so schrieb, dann kann man sich denken, was das arme Poltinigen in Colberg hat leiden müssen.

Die Markgräfin selbst schrieb verzweifelt am 5. Februar 1764 an ihren edeln Gemahl: „Wenn es in Eurer Hoheit Macht, so lassen Sie mir auch das Wasser und Luft vorenthalten und mir auf alle Art und Weise dem Tode übergeben. Durch Eurer Hoheit Veranstaltungen kann ich nicht einmal Gott dienen, kann nicht mit meinen Kindern und meinen Freunden correspondiren. Eure königliche Hoheit lassen mir meine Briefe wegnehmen, selbst an Seine Majestät darf ich nicht schreiben und doch verlange ich Nichts, als mein gutes Recht und die Zinsen von meinem Eingebachten zu erhalten.“

Diese Briefe und die vielen höchst unangenehmen Zuschriften aus Dessau, die unaufhörlich sich erneuten, fielen der edlen Seele des Markgrafen doch sehr empfindlich, noch mehr aber, daß viele fürstliche Herrschaften sehr unverbindliche Reden gegen ihn führten, und die eigenen Töchter sich nicht mehr durch die väterliche Autorität schrecken ließen; endlich entschloß er sich doch, seinen Hofrath Radmann zur Berichterstattung nach Colberg zu schicken. Es war in jeder Beziehung die höchste Zeit, denn die Bewohner von Colberg, die längst schon Partei für die arme Dulderin genommen, fingen an thätlich zu werden. Die Kuhlmann wurde auf der Straße injulirt und als sie auch die alte treue Kammerfrau Beckmann forttrieb, erhielt die Kuhlmann, nach den Aufzeichnungen eines Colberger Bürgers, der der Sache vielleicht selbst nicht fremd war, eines Abends eine höchst empfindliche Nutzenszüchtigung von unbekannter Hand. Nach der Entfernung der Beckmann mußte die Markgräfin selbst ihr Bett machen und die niedrigsten Verrichtungen besorgen.

Nun kam Hofrath Radmann und er scheint als ehrlicher Mann an seinen Herrn berichtet zu haben, denn unter dem 14. Januar 1765 wurde Frau von Kuhlmann entlassen, doch gab der Markgraf dieser schändlichen Creatur noch eine jährliche Pension, ihm hatte sie ja ganz nach Wunsch gedient. Jetzt trat die Priorin von St. Afra in Colberg, Fräulein Agnes Zugenreich von Mislaff an die Stelle der Oberhofmeisterin. Diese verständige, gebildete und wohlwollende Dame brachte bald den Hofstaat wieder auf einen so anständigen Fuß, als es bei den knappen Mitteln möglich war. Der diebische und flegelhafte Haushofmeister Kirchmann, der Freund der Kuhlmann, wurde entlassen, und Schlitting, der Kammerdiener der Markgräfin, kam an seine Stelle. Von da ab tritt Ordnung und Ruhe ein, selbst die gegenseitige Erbitterung der Gatten hörte auf, und schon 1766 schickte die Markgräfin ihrem Gemahl Seelachs und später einen guten Kalbsbraten, den er bei guter Gesundheit mit ihren Töchtern verzehren soll. Die Gutmüthigkeit Poltinigen's schlug auf rührende Weise durch. Im Jahre 1769 schrieb sie ihrem Gemahl: „Machen mir Eure königliche Hoheit doch eine kleine Freude und kleiden mich alle Jahre einmal, es kann so schlecht sein, wie es will, ich kann mich dann doch damit rühmen. Heute sind es dreißig Jahre her, daß ich meinen Herrn verlassen. Jetzt esse ich der Menage willen nur einmal warm; vergleichen doch Ew. Hoheit meinen Zustand von heute mit dem vor dreißig Jahren, als wir Dessau verließen.“

Die Prinzessin des königlichen Hauses wurde mit dem Alter sehr sparjam; sie war lange nicht so reich gekleidet wie die Colberger Kaufmannsfrauen, aber sie spendete im Stillen viele Wohlthaten und schenkte fürstlich, wenn sie ein Kind aus der Taufe hob, was, nach Ausweis der Kirchenbücher, sehr häufig vorkam.

Sie litt an der Gicht und wollte nach Polzin ins Bad gehen, ihr Gesuch befürwortete der Obrist von Kleist, der an Heyden's Stelle Commandant geworden; der Markgraf antwortete darauf anfänglich gar nicht, aber schrieb ihr noch 1774 einen geradezu ungezogenen Brief, in dem er sagte, er könne ihr nicht von Colberg forthelfen, sie solle die alte Leier endlich beendigen.

So erlebte sie denn, fast immer von Gicht geplagt, noch den Tod des Generals von Kleist, der ihr Freund geworden war, und schrieb 1781: „Solch ein Mann ist sehr rar auf dieser Welt zu finden!“ Die arme Dulderin starb am 27. Januar 1782.

Auch im Tode mußte Poltinigen in Colberg bleiben; der Markgraf wies dem Fräulein von Mislaff 2500 Rthlr. zu den Kosten der Beerdigung an. Am 11. April 1782 Nachts um 11 Uhr fuhr der Leichenwagen auf der mit Sand bestreuten Domstraße, von fünfzig Fackelträgern begleitet, unter dem Gefährt der Domglocken der St. Marienkirche zu. Die Gruft, in welcher die alten Gouverneure und Commandanten ihre letzte Ruhstätte gefunden, nahm auch Poltinigen auf.

Im Volk erregte ihr Tod tiefe Betrübnis, und an den vielen kleinen Ausständen erkannte man erst, wie viele Menschen die selige Markgräfin bei ihren geringen Mitteln unterstützt hatte. Die Markgräfin hatte ein Alter von 66 Jahren, 1 Monat und 19 Tagen erreicht und fast die Hälfte dieses Lebens, 31 Jahre, hatte sie ohne Unterjochung, ohne Urtheil in Colberg unter den bittersten Entbehrungen und schwerem Herzleid, ohne ihre Kinder je wieder zu sehen, als Gefangene zugebracht. Mag sie in den Zänkereien mit ihrem Gemahl nicht ohne Schuld gewesen sein, sie hatte sich doch Nichts vorzuwerfen, was eine so entsetzliche und empörende Behandlung verdiente. Sechs Jahre später, am 12. December 1788, starb, von Niemandem beklagt, der Gemahl und Henker der unglücklichen Frau. Die Majoratsherrschafte Schwedt und Wilsdenbruch fielen an die Krone zurück, der bedeutende Allodial-Nachlaß über 200,000 Thaler Entschädigungsgelder erhielten Poltinigen's Töchter, von denen Friederike Elisabeth von Herford 1806, und Louise, Herzogin von Anhalt Dessau, 1811 starb.

Das ist die vergessene Geschichte von Poltinigen in Colberg.

Erinnerungen.

Von Karoline Bauer.

Als ich Louise Mühlbach 1839 bei Tied kennen lernte, mußte nur er von ihrem Schriftsteller-Talent und prophezeite ihr großen Erfolg.

Die blühend schöne, geist- und lebensfrische Dame sprach zwar von einer Tragödie — Johanna von Neapel — welche sie dem Dramaturgen vorzulesen gedachte, aber nicht im entferntesten überkam mich die Ahnung, daß ich der Zeitgenossin einst als einer Berühmtheit werde gedenken müssen.

Sie gefiel mir überaus, und wer sich ihr nahte, wurde von ihrer Liebenswürdigkeit hingerissen.

Was mich am meisten fesselte, war ihre unverwundliche Heiterkeit, das ungezwungene, gemüthliche und — ich möchte sagen — kernige, Fertige des Charakters.

Klagte ich über Mißbilligkeiten, Verstimmung des Gemüthes, capitelte sie mich tüchtig ab und ruhte nicht, bis ich in ihr helles, liebliches Lachen einstimmete.

Man fühlte sich Louise Mühlbach gegenüber wie geborgen, wie vom treuesten Freundesauge überwacht, und die Anmuth wie Tiefe ihrer Gespräche erquickte und erheiterte.

An einem hellen, kalten Februar-Vormittag holte sie mich zum Spaziergang ab, denn sie war keine verzärtelte Puppe und liebte, gleich mir, bei jeder Witterung sich in frischer Luft zu ergehen. Bewegung ist die beste Schminke, meinte sie lächelnd.

Noch nie war sie mir so vortheilhaft gefleidet erschienen, und auch das Gesicht nie noch so wie von Freude beleuchtet.

Sie trug über einem schwarzseidenen Kleide einen gleichfarbigen Rajschmirburnus, wie sie damals Mode waren, und wie auch ich einen ähnlichen, trug in reich drapirten Falten, mit schmaler Goldborte eingefast und mit Angorafrauzen garnirt. Ihr rösiges Antlitz kam mir noch kindlich weicher vor, als gewöhnlich, der kleine Hut von schwarzem Sammet ließ den Teint noch weißer erscheinen, die braunen, prächtigen Aurtel-Augen bligten nur so unter den hellblonden Locken hervor.

„Was ist Ihnen begegnet?“ rief ich staunend; „Sie sehen wie verklärt, wie von Freude trunken aus?“

„Ich bin auch berauscht, Liebste,“ erwiderte Louise Mühlbach höchst erregt, „vom göttlichsten Trank, der uns Menschenkinde zu erquickern vermag. Die geistige Genugthuung beseligt mich, spannt mich zum Weiterstreben an.“ Denken Sie: Johanna von Neapel hat Gnade vor dem strengen Dramaturgen gefunden! Tied hörte aufmerksam, mit Interesse dem Vortrag der Tragödie zu und rief mir: fortzuschaffen, dem Impuls meiner Seele zu folgen! Darf ich berauscht sein?“

„Gewiß, gewiß!“ frohlockte ich mit, „bin ich es doch schon vom Bernehmen der guten Kunde!“ Und so in gehobener Stimmung promenirten wir um das traute Dresden, kamen zu der steinernen Figur, die eine Dame aus dem Mittelalter darstellt, mit einer Binde um den Mund.

„Die Arme konnte nicht wie wir plaudern,“ rief ich lachend.

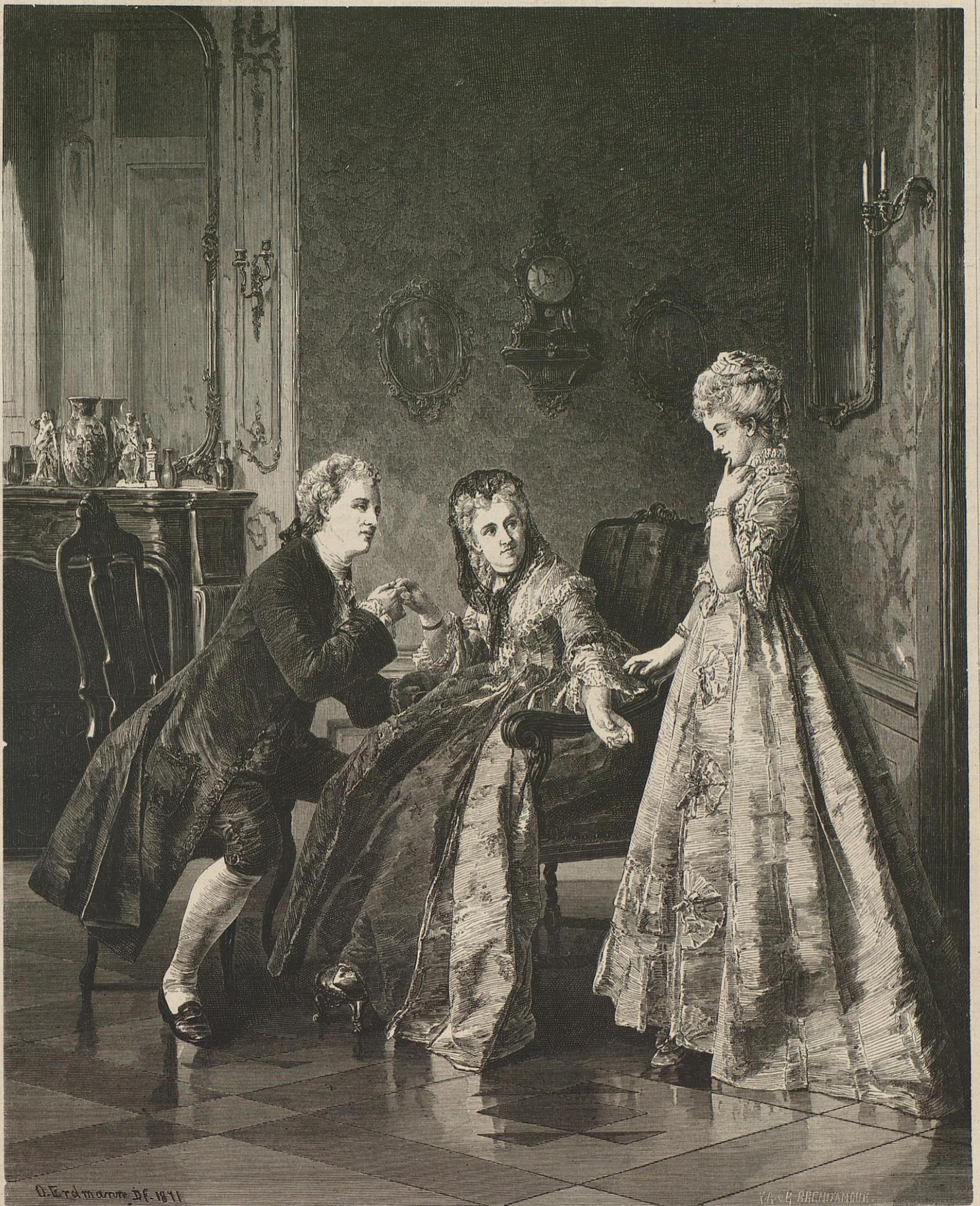
„Wie viel glücklicher sind doch wir in unserem humanen Jahrhundert!“ fiel meine Begleiterin ein. „Das sage ich mir alle Tage, wie ich Ursache habe, Gott dankbar zu sein! ich fühle mich glücklich und hoffe, es zu bleiben.“

Ich sah Louise Mühlbach seitdem nie wieder, aber beim Lesen ihrer Werke, beim Erzählen, wie sie lebe, wie sie in jeder Hinsicht beneidenswerth zu nennen sei, wie Gesundheit und der prächtige Humor ihr treu geblieben, gedachte ich gerührt der von ihr zuletzt gesprochenen Worte während jener frohmüthigen Promenade.

Im vorigen Frühjahr, also 31 Jahre nach unserm letzten Gespräch, stellte ich einige Fragen über die liebe Zeitgenossin an einen Berliner Bekannten und entwarf ihr Bild nach dieser Schilderung.

Die Frau Professorin Mundt war so freundlich, in einem herrlichen Brief mir Alles zu beantworten — und unter Anderem schrieb sie:

„Mit Thränen in den Augen las ich in dem Schreiben, daß Sie mich vor sich sähen im schwarzen Mantel mit Gold besetzt, und mußte doch laut auflachen, denn just heute Morgen hatte ich meiner Tochter erzählt, daß ich Sie vor mir sähe im schwarzen Burnus, den ich mir dann hätte copiren lassen! und das Selbstsame ist, daß, indem ich eben Ihren Brief vom Postboten durch Vermittlung des Bekannten in Empfang nahm und diese Stelle lachend und weinend las — ich eben zum Ausfahren und Wissen-machen angezogen, just wieder ein schwarzes Kleid mit Goldverzierung trug. So reißt sich Vergangenheit an Gegenwart, und das Alte wird wieder neu, nur — leider, leider, der Mensch nicht, denn von den rothen Wangen und den frischen Lippen von damals ist Nichts mehr geblieben! nur noch das fröhliche Lachen, das zu jeder Zeit bereit ist aufzujubeln wie damals.“



Das Jawort.

Nach dem Gemälde von D. Erdmann gez. von V. Heitland.

Das Jawort.

Zu Erdmann's Gemälde, von Ludwig Pietsch.

So lange in der Welt eine Tochter gefreit wird, ist auch die Frage zeitgemäß gewesen: Ist es besser, zuerst bei der Mutter oder bei der Tochter anzuhalten, wenn man letztere zu gewinnen wünscht? Eine unbedingte, allgemein gültige Regel wird sich schwerlich dafür aufstellen lassen. Beide Wege haben sich schon gleich gut bewährt. Ja, es hat nicht weniger gute und nicht

weniger schlechte Ehen auch dann gegeben, als es noch das erste Gebot der guten Sitte war, gar nicht in Person, sondern durch den vermittelnden Freiwerber, den Freund beider Parteien, um die Erwählte des Herzens zu werben. Noch mehr: sogar berufsmäßige und geschäftsmäßige Ehevermittler sollen zuweilen auch heut noch, ohne selbst irgend ein tieferes Gemüthsinteresse an der Angelegenheit zu hegen, Ehebindnisse zur Einleitung und zum glücklichen Abschluß gebracht haben, welche an Solidität und Dauerhaftigkeit des Glückes Nichts zu wünschen übrig ließen.

Zu unserer Urgroßväter Tagen war, wenn nicht alle Zeug-

nisse lügen, die Sitte jedenfalls die herrschende, welche den sichern Weg zur Hand und zum Besitz der Tochter durch das Herz der Mutter vorschrieb. Eine wohlherzogene, gutgeartete junge Dame mußte diese Eigenschaften auch dadurch bekunden, daß sie willig und dankbar den künftigen Gatten von der Hand der sorgenden Eltern entgegennahm, wie die alten Capulets es von ihrem schönen Kinde Julia als etwas durchaus Selbstverständliches erwarten zu können erklären. Wobei es denn freilich auch wieder vorgekommen sein wird, daß die eigene Meinung des Töchterchens so himmelweit abweichend von der der alten Herrschaften gewesen

sein mag, wie die jenes herrlichen Musterbildes echter, heißer, süßer Liebesleidenschaft und Zärtlichkeit. Man sieht eben das Wesen und das Glück der Ehe mit sehr verschiedenen Augen als vierzigjährige Mutter und als sechs- bis siebenzehnjährige Tochter an.

Bietet dieser stattliche, seine, tadellose, treffliche Herr hier auf Erdmann's hübschem Witbe nicht alle Garantien für das reelle Glück eines geliebten jungen Kindes und für das rechte Gedeihen des künftigen Hausstandes? Was wäre an ihm irgend auszu- setzen? Sind seine Manieren nicht die besten? zeigt nicht Alles an ihm, vom zierlich gekräuselten, sorglich gepuderten Haar, von der schneigen Watistkravatte, dem fein gefältesten Spitzenjabot und den Manschetten bis zu den lichtfeidenen Strümpfen und den einfachen blühenden Schuhspinneln hinab von der Correctheit, der Sauberkeit, der Ordnung des Sinnes und des Lebens, der Sicherheit des Auskommens, der Gewohnheit des tüchtigen Wohlstandes und der bürgerlich ansehnlichen Stellung, das heißt also den wahren Grundlagen eines soliden Ehe- und Lebensglückes? Wie könnte die stattliche, noch immer schöne Dame in ihrer aufrichtigen, mütterlichen Liebe für ihr Töchterlein zögern, einem solchen Freier, mit der runderlichen weißen Hand, welche sie ihm zum Kusse reicht, nicht auch gleich das Jawort im Namen des durch diese Bewerhung geehrten Kindes zu geben?

Aber dies Kind selbst? Man hat es erst rufen lassen, als die Angelegenheit in allen Hauptpunkten bereits geregelt und zum Schluss gebracht war. Nun ist sie eingetreten, die junge, zierliche Gestalt, in einfach eleganter Robe, das blonde, üppige, ungepuderte Haar leicht aufgenommen und vom Mägchen gekrönt, das ganze „Persönchen fein formirt“, in dem gesenkten Köpfchen aber vielleicht ein nicht geringes Maß eignen Willens und stiller Klugheit, die sich hinter bescheiden niedergeschlagenen Lidern birgt. Die Mutter scheint eine Frage, ob dieser Herr da ihr als Gatte genehm sei, überhaupt kaum für nöthig zu erachten. Ihr zwar freundlich wohlwollendes, dunkeläugiges Gesicht mit dem feinen geschlossenen Munde und den festen vollen Formen sieht nicht aus, als ob sie an Widerspruch in ihrem Hause gewöhnt oder geneigt sei, denselben zu gestatten. „Dies ist der Mann, den ich Dir ausgesucht“, scheint sie zu sagen, „weist Du uns keinen Dank? bist Du nicht stolz? schäfst Du Dich nicht beglückt, daß wir solch einen würdigen Herrn vermocht, trotz Deinem Unverhofft Dein Gemahl zu sein?“ Vielleicht sagt sie es weniger derb, als in diesen Worten des hitzigen alten Capulet. Aber im Sinn wird es so ziemlich darauf herauskommen.

Die Kleine weiß es besser, als Julia, mit Widerspruch ist da Nichts gethan. Und da schwerlich bereits eine andere Leidenschaft von ihrem jungen Herzen Besitz ergriffen hat, so sieht sie auch eigentlich keinen rechten Grund, warum sie nicht, wenn auch mit etwas scheuem jungfräulichen Zögern, ihr weißes Händchen zum Bunde reichen sollte. Der Schatz, den sich ihr sechs- bis siebenzehnjähriges Herz vielleicht schon geträumt, dessen Idealbild sie sich aus ihren verstorbenen gelesebenen Romanen etwa schon konstruirt haben sollte, sah wohl nicht so aus, wie dieser wohlarrangirte würdige Herr dort vor ihr. Aber es mißfällt ihr auch der darinn keineswegs. Wenn im Leben, wie in den deutschen Komödien, der Vorhang fiel, sobald der schöne Bund geschlossen ist, so wäre das zwar nicht ausgelassen übermüthige, aber doch wohlaufrichtig heitre bürgerliche Lustspiel mit dem guten Ende fertig. Aber bekanntlich gleicht die Wirklichkeit mehr den französischen Dramen, bei welchen der Vorhang erst aufgeht, und das rechte Stück erst beginnt — nach der Trauung. Und diese Kleine sieht einigermaßen danach aus, als ob der hier im Bilde Erdmann's schließende Act nicht der letzte im feinen- und intriguenreichen Drama ihres Frauenlebens sein würde.

Ein Glas Wasser oder eine Rosenknospe.

Novelle von Louise Mühlbad.

(Fortsetzung.)

„Ich könnte Ihnen ewig so zuhören“, sagte sie. „Es ist ein Entzücken, Sie von diesen vergangenen Herrlichkeiten erzählen zu hören. Indem ich Sie anhöre, lerne ich von Ihnen, meine theure Gräfin! Mir ist leider durch das Unglück meiner Vernachlässigung in langen Jahren die Uebung des vornehmen Lebens verloren gegangen, und ich weiß kaum noch, in welchen Formen und mit welcher Etiquette man sich zu bewegen hat. Das Alles werde ich von Ihnen lernen, meine theure Gräfin, wenn Sie mir gewogen bleiben und mir die Günst erzeigen, mich zu unterstützen.“

„Worin unterstützen, meine liebe Lady?“ fragte die Gräfin mit einem herablassenden Lächeln. „Sagen Sie, wie kann ich Ihnen hilfreich sein?“

„Darin, meine theure Gräfin, daß Sie mir helfen, mein Haus zu arrangiren und in meinen Salons eine edle und würdige Gesellschaft zu vereinigen.“

„Ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, dazu thun“, erwiderte die Gräfin, gnädig mit dem Haupte nickend. „Und ich will Ihnen gleich einen guten Rath geben, meine liebe Lady. Ich glaube, es wäre gut, wenn Sie nicht allein die Honneurs in Ihren Gesellschaften machten, sondern wenn Sie an Ihre Seite eine Dame von Geburt und Rang stellten, die mit dem Glanz ihres Namens manche kleine Mergernisse, die Ihnen sonst geschehen könnten, zudeckte.“

„Das ist eine herrliche Idee“, rief Mrs. Timblestick. „Ich wäre entzückt, Frau Gräfin, wenn Sie selbst diese Charge übernehmen wollten, und —“

„Ich!“ unterbrach sie die Gräfin, stolz das Haupt erhebend. „Ich war Palastdame der Königin Marie Antoinette. Den Bourbon's habe ich gedient und werde ihnen wieder dienen, wenn sie nach Frankreich zurückkehren. Aber ich kann niemand Anderem sonst dienen, als nur mit meinem Rath.“

„Und dieser ist es ja auch nur, meine theure Gräfin, den ich begehre und erwarte“, sagte Mrs. Timblestick, ganz roth vor Verlegenheit über die Bewe, welche sie beugang. „Ich beschwöre Sie, ertheilen Sie mir Ihren Rath! Wo finde ich eine Dame von Rang und glänzendem Namen, die sich herablassen könnte, meine Gesellschafterin zu werden?“

„Ich bin vielleicht im Stande, Ihnen hierin zu nützen“, sagte die Gräfin, leise das Haupt neigend. „Ich werde mir Mühe geben, und ich glaube, ich weiß eine junge Dame von vornehmer Familie, die ich Ihnen empfehlen könnte. Ich werde mir in diesen Tagen die Freude machen, Sie zu besuchen, Lady Timblestick.“

„Und ich werde selig sein, Sie zu empfangen“, erwiderte Mrs. Timblestick.

In ihrer dankbaren Erregung hätte sie fast die Hand der Gräfin, welche diese ihr darreichte, an die Lippen gedrückt, wenn nicht ein leises Zucken derselben sie wiederum auf ihre Bewe aufmerksam gemacht hätte.

Drüben in der Thüre standen immer noch Lady Editha, Sir John Hood und Sir Arthus, und leise flüsternd führte man dort die Unterhaltung fort.

Aus dem anstößenden Gemach, vor dessen geschlossenen Thüren die Portièren niedergelassen waren, trat jetzt eilends Lord Pembroke zu ihnen.

„Sir John Hood, wir vermissen Sie“, sagte er hastig, „man fragt nach Ihnen.“

„Und sicher auch nach Lady Editha“, erwiderte Sir John Hood. „Man weiß, daß ich immer der Planet bin, welcher um die Sonne kreist. Sie wollten sagen, lieber Lord, man fragt nach Lady Editha. Kommen Sie, Mylady, lassen Sie uns hinein- gehen!“

Sie schüttelte stolz ihr Haupt. „Man fragt nach Ihnen, Sir John Hood, so sagte mein Vater. Ich habe heute andere Pflichten zu erfüllen und ich bleibe deshalb hier.“

„Kommen Sie, Sir John“, sagte Lord Pembroke mit erregter Stimme. „Und Sie, Sir Arthus, kommen auch Sie mit uns! Wir amüsiren uns da drinnen wahrlich besser, als hier.“

Er reichte Sir Arthus seine Hand dar. „Nein, Sir Arthus, bleiben Sie“, sagte Lady Editha hastig, „bleiben Sie und horchen Sie mit mir auf die Musik!“

Der Vater warf einen schnellen erstaunten Blick auf sie. John Hood lachte verstorhen.

„Kommen Sie, Lord Pembroke“, sagte er, ihn vorwärts ziehend. „Lassen wir der strahlenden Zauberin, welche uns Alle beherrscht, ihren Willen und unterwerfen wir uns als gehorsame Knechte.“

Als die Herren hinausgegangen waren, und die Portièren sich wieder hinter ihnen geschlossen, trat Lady Editha aus der Thüre des eleganten Salons in das Halbdunkel des Boudoirs ein. In der Nische, welche man dort aus hohen Myrthen und Drangen und aus blühenden Rosen arrangirt hatte, ließ sie sich niedersinken auf der kleinen künstlichen Rasenbank von grünem Sammet.

Die weiße Mablasterlampe, welche in goldenen Ketten von der Decke herniederhing, warf einen milden Schein über ihr bleiches, stolzes Angesicht, in welchem die dunklen schwarzen Augen wie Sterne leuchteten. Ein tiefer Seufzer drang aus ihren Purpurlippen hervor.

Arthus stand in der Nische und schaute bewundernd auf die stolze bleiche Schönheit hin.

„Wie traurig Sie eben aussehen“, sagte er. „Man sollte wahrlich vermeinen, Lady Editha, die angebetete Schönheit, die siegreiche Herrin jedes Salons, könnte Momente haben, wo sie nicht ganz glücklich wäre.“

„Glauben Sie denn an das Glück, Sir Arthus?“ fragte Editha ernst. „Haben Sie denn Momente, wo Sie vermeinen, der Himmel sei auf die Erde niedergesunken, und Sie schwebten über ihr dahin, wie ein Seliger im Paradiese?“

„Ich feiere eben einen solchen Moment, Lady Editha“, sagte er, ganz gebendet von ihrer Schönheit, ganz gebauert in dieses blasse, edle Antlitz schauend, das im matten Dämmerlichte der Mablasterlampe zwischen dem dunklen Myrthengebüsch wirklich wie ein verkörperter Mondstrahl mit seinem bleichen Glanz und seiner stolzen Ruhe ihm erschien.

„Ja, wahrlich, wenn ich Sie anschau, Lady Editha, bin ich im Paradiese, und alle die seligen Träume meiner Kindheit werden wahr, und die Märchen, denen ich als Kind so gerne lauschte, sind wirklich geworden, und das Paradies mit allen seinen Wonnen schaut mein entzücktes, gebendetes und doch trauriges Auge.“

„Warum trauriges Auge?“ fragte sie gleichsam erschreckend. Er neigte sich tiefer zu ihr. „Weil ich dem Paradiese gegen- über mir meines kleinen, erbärmlichen Menschenthums bewußt werde und nicht einzutreten wage in das Paradies.“

Sie bebte leise in sich zusammen, und ein Blitz ihrer Augen fuhr über das Antlitz des jungen Mannes hin so fragend, so for- schend, als wollte sie auf dem Grunde seiner Seele seine innersten Gedanken lesen.

„Fürchten Sie die Schlange, die schon Ihren Aeltervater verführte?“ fragte sie, und ihre Stimme klang hart und rauh. „Ist es darum, daß Sie nicht einzutreten wagen in das Paradies, weil Sie wissen, daß es seine Schlangen hat?“

„Ach, wenn es nur an den Schlangen läge“, sagte er mit einem traurigen Lächeln, „dann wäre die ganze Welt ein Paradies; denn der Schlangen gibt es überall recht viele.“

„Wie melancholisch das klingt“, sagte sie achselzuckend. „Man sollte meinen, Sir Arthus, der Beneidete, der Geseierte, der angebetete Sohn seiner Mutter habe schon seine Illusionen verloren.“

„Ja, Lady Editha, es ist so, oder vielmehr, ich habe niemals Illusionen gehabt. Schon als Knabe wurden mir alle diese Blü- then graulich geknickt, und man lehrte mich, daß Liebe, Freund- schaft, Mitgefühl Nichts weiter sei, als die Anbetung des Goldes und des Reichthums, dessen „belaugenswerthen“ Priester mich mein Gouverneur zu nennen pflegte. Er liebte mich in seiner Weise, aber seine Liebe war grausam und ohne Erbarmen. Ich hätte so gern an die Güte der Menschen geglaubt, ich wäre ihnen so gern dankbar gewesen für die Freundschaft, welche sie mir ent- gegentragen, aber immer stand der Warner neben mir mit seinen graufamen Zusüßerungen: „Laß Dich nicht täuschen, denn nicht Du bist es, welchen die Menschen suchen, sondern Dein Geld. Nicht Dir drücken sie die Hand, nicht Dir schmeicheln sie, sondern Deinem Gelde.“ Ich stand in der Fülle des Reichthums als ein belaugenswerther Verhungernder da. Ich litt die Qualen des Tantalus, ich verschmachtete im Genuß und weinte in trostloser Sehnsucht nach einem zärtlichen Herzen, während Alle, die sich mir nahen, mir doch ihr Herz entgegen zu tragen schienen! In der Bitterniß meiner Seele verwünschte ich den Reichthum und zürnte meinem edlen Vater, daß ich der Sohn eines reichen Man- nes sei. Es gab für mich solche Stunden der Verzweiflung, daß ich den Vettler auf der StraÙe beneidete und glücklich gewesen wäre, wenn ich in seinen zerlumpten Gewändern an der StraÙe hätte stehen und stehen können zu den Vorübergehenden um ein Almosen. Ich würde Den, der es mir gegeben hätte, geliebt haben, denn ich hätte doch gewußt, daß dieser nicht dem Reichen schmeichle, sondern ein warmes Herz habe.“

„Wirklich, armer Freund, Sie sind belaugenswerth“, sagte Lady Editha, und ihre großen dunklen Augen leuchteten höher auf und überstrahlten das erregte bleiche Angesicht des jungen Mannes. „Ja, wahrlich, belaugenswerth sind Sie!“

„Beklagen Sie mich nicht mehr“, sagte er hastig, und der Schimmer eines Lächelns flog jetzt über sein Angesicht. „Nein, beklagen Sie mich nicht mehr, denn die Nacht meiner Seele be- ginnt sich zu erhellen, und ein Stern leuchtet auf in ihr, zu dem ich selig, wonnevoll aufschau, den ich grüÙe als den Kündler eines neuen Tages. Ich fange jetzt an zu glauben, daß es doch noch Menschenherzen gibt, denen die Liebe und die Freundschaft höher steht, als der Reichthum. Ich fange an, zu begreifen, daß man mich doch falsch belehrt hat, und daß es noch edle Seelen gibt, die an höhere Besitzthümer glauben, als an Millionen. Ja, das Glück dämmert auf über meinem Haupte, und ich frage Sie, Lady Editha, wollen Sie mir helfen, es zu erringen?“

„Ich?“ fragte sie zusammenschreckend. „Wie kann ich Ihnen helfen, Sir Arthus?“

„Sie können es“, flüsterte er hastig. „Ich habe zu Ihnen Vertrauen, Lady Editha, Sie sind nicht wie die anderen Menschen alle. Ihr stolzes Herz ist gut und edel und der höchsten und schönsten Regungen fähig. Das fühle ich, das weiß ich und ich möchte jetzt stolz wie meine Mutter sagen, ich fühle den Zug der verwandtschaftlichen Liebe zwischen uns.“

„Darum thun Sie Recht“, sagte sie mit einem wärmeren Ton in ihrer Stimme. „Auch ich fühle diese Sympathie zu Ihnen und ich freue mich unserer Verwandtschaft.“

„Und Sie werden mir helfen, das Widerstreben meiner Mutter zu bezwingen? Sie sind die Einzige, von der ich glaube, daß sie Gewalt hat über meine Mutter. Wollen Sie mir helfen, Lady Editha, wollen Sie —“

Die Thür des Zimmers, in welches die Herren sich zurück- gezogen hatten, ward jetzt hastig geöffnet, und Sir John Hood erschien in derselben, in Begleitung mehrerer anderen Herren.

Eine Wolke des Unmuths flog über die klare Stirne Lady Editha's, und mit einem zürnenden Blick schaute sie dem Indier entgegen, der mit einem bösen Lächeln und mit flammenden Augen zu ihnen herantrat.

„Ich bin heute immer unglücklich, wie es scheint“, sagte er, „ich habe immer das Mißgeschick, die Lady Editha in ihren glück- lichsten Momenten zu stören.“

Ihr Auge bligte ihn an mit einem verächtlichen Ausdruck; dann wandte sie sich hin zu Sir Arthus.

„Wir sprachen vorher von dem Paradiese“, sagte sie, „sehen Sie nun, Sir Arthus, da ist der Engel mit dem flammenden Schwerte, der uns aus dem Paradiese vertreibt. Er nennt sich Sir John Hood.“

„Ich danke der Lady Editha für das schöne Compliment“, sagte Sir John Hood mit einem bösen Lächeln. „Zum mindesten bin ich doch in Ihren Augen ein Engel. Und um dieses Epithe- tons willen bitte ich Sie, Sir Arthus Timblestick, daß Sie dem Engel mit dem flammenden Schwerte gestatten wollen, an Ihrer Seite zu bleiben. Mich verlangt sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, denn man hat mir so viel Gutes und Ausgezeichnetes von Ihnen erzählt, daß ich ganz glücklich bin, Ihnen endlich nahen zu dürfen. Sie erlauben doch, Lady Editha?“

„Sie haben darüber nur mit Sir Arthus sich zu verständigen“, sagte sie mit kalter Ruhe, indem sie aufstand und in den Salon schritt.

„Ein stolzes, ein prächtiges Weib! Nicht wahr?“ sagte Sir John Hood, indem er mit einem grinsenden Lachen sich an Arthus wandte. „Finden Sie nicht auch, Sir Arthus, es gibt nichts Schöneres und Bewunderungswertheres, als dieses Weib.“

„In der That“, erwiderte Arthus mit kalter abwehrender Ruhe, „in der That, Lady Editha ist die schönste und liebens- wertheste Dame und verdient die Anbetung, die Huldigung und auch die Achtung jedes Mannes.“

„Die Achtung jedes Mannes“, wiederholte der Indier mit leisem Nichern. „Ich sehe, es geht Ihnen, wie uns Allen. Sie sind auch schon in den Zaubernetzen gefangen und — eine Hand legte sich auf seine Schulter, und Lord Pembroke, welcher jetzt auch herangekommen war, neigte sich zu ihm.

„Nun weiter, mein lieber Sir John Hood!“ sagte er. „Fahren Sie doch fort! Ich höre Ihre letzten Worte. Sir Arthus, meinten Sie, sei auch schon gefangen in den Zaubernetzen der Lady Editha und — Nun, ich bitte, vollenden Sie Ihren Satz!“

„Sehr gern“, nickte Sir John Hood, indem er einen bösen Blick auf das drohende und trogige Angesicht des Lords warf. „Sehr gern, mein lieber Freund. Ich wollte sagen, ich beneide Sie, Sir Arthus, um die schönen Illusionen und Träume, welche die nächste Zeit Ihnen bringen wird.“

„Und darauf, mein Herr“, erwiderte Arthus mit einem stolzen Neigen seines Hauptes, „darauf habe ich nur zu erwidern, daß ich weder Illusionen noch Träume suche.“ Dann grüßte er Lord Pembroke mit ehrfurchtsvollem Neigen seines Hauptes und begab sich in den Salon. —

Die Soirée nahm ihren Fortgang, man musicierte, plauderte, schmeichelte und belog einander. Im Boudoir bei den duftigen Rosen und den schattigen Myrthen stand der Indier neben Lady Editha.

Er war ihr dahin gefolgt, und als sie an ihm vorüber und weiter schreiten wollte, hielt er sie fest.

„Ein einziges Wort, Lady Editha“, sagte er. „Sie nannten mich vorher einen Engel mit dem flammenden Schwerte. Daraus durfte ich schließen, daß Sie so lange, bis ich kam, mit dem jungen Sir Arthus Timblestick im Paradiese waren.“

„Machen Sie Ihre Schlüsse, Sir John Hood, wie es Ihnen beliebt“, sagte sie kalt.

„Ich mache meine Schlüsse, Lady Editha. Aber ich warne Sie! Wenn ich meine Schlüsse gemacht habe und sie bestätigt finde, so werde ich in der That der Engel mit dem flammenden Schwerte sein und Jeden aus dem Paradiese vertreiben, welcher es wagen sollte, mir den Platz streitig zu machen.“

„Und mit welchem Recht wollen Sie das thun?“ fragte sie mit unterdrücktem Zorn in der bebenden Stimme.

„Mit dem Rechte, welches mir meine Liebe gibt“, sagte er hastig. „Schütteln Sie nicht Ihr stolzes Haupt und schauen Sie mich nicht mit einem verächtlichen Lächeln an. Ich wiederhole es, meine Liebe gibt mir das Recht dazu. Ich liebe Sie trotz alledem, hören Sie wohl, trotz alledem liebe ich Sie. Ich trete in die Schranken gegen diesen jungen Fant! Ich bin reich, wie er, ich bin gleich ihm ein Millionär.“

„Ja, ein Millionär“, wiederholte sie mit schneidender Schärfe in ihrem Ton. „Nur haben Sie Ihre Millionen nicht einer so reinen Quelle zu verdanken, wie Sir Arthus. Sie haben sie nicht von Ihrem Vater ererbt.“

„Nein, nicht von meinem Vater“, sagte er, und seine Stimme war eben so scharf und schneidend wie die ihre. „Ich verdanke meine Millionen mir selbst! Gleich wie Lady Editha Alles, was

fie ist, sich selbst verdankt, und gleich wie Ihr Vater auch Alles, was er hat, Ihnen verdankt."

"Ich verstehe Sie nicht," sagte sie, stolz das Haupt erhebend. "Verzeihung," erwiderte er lächelnd und sich vor ihr verneigend. "Sie verstehen mich nur zu wohl, Lady Editha. Und Sie verstehen auch, wenn ich Sie warne. Denken Sie wirklich an den Engel mit dem flammenden Schwerte! Denn, Lady Editha, die Zunge des Menschen ist oft ein Schwert, flammender und gefährlicher, als jegliche andere Waffe!"

Er verneigte sich vor ihr mit einem spöttischen Lächeln, wandte sich um und schritt hinaus.

Sie stand noch immer neben dem Myrthengebüsch, und die Rosen umdufteten sie, und das Licht der Ampel fiel auf ihr bleiches Antlitz.

Um Mitternacht war es wieder still in den Sälen und Gemächern des Lord Pembroke. Die letzte Equipage war eben von dannen gefolgt, und Lady Editha ließ sich hochaufnehmend und erschöpft in einen Lehnstuhl niedergleiten, als die Thüre des Vorzimmers hastig geöffnet ward, und Lord Pembroke mit düsterer Miene hereintrat.

"Komm, Editha, ich habe mit Dir zu reden, komm!"

"Und warum nicht hier, mein Vater?" sagte sie mit stolzer Ruhe. "Warum beliebt es Ihnen nicht, hier neben mir auf dem Divan Platz zu nehmen?"

"Weil uns hier die Diener hören könnten, und weil, was ich mit Dir zu sprechen habe, von keinem andern Ohr gehört werden soll," sagte er trocken. "Komm!"

Sie erhob sich langsam und schritt ihrem Vater voran durch das Boudoir nach seinem Gemach.

"Hier, nicht wahr, im Allerheiligsten haben Sie mit mir zu reden?"

Er zuckte zusammen, und die Falte auf seiner Stirne ward tiefer.

"Ich verbitte mir diesen spöttischen und höhnerischen Ton," sagte er. "Er ziemt sich nicht für Lady Editha, ihrem Vater gegenüber."

"Und eben so meine ich, der zürnende Ton ziemt sich nicht für Lord Pembroke seiner Tochter gegenüber," fragte sie. "Was haben Sie mir zu sagen?"

"Du fragst noch?" rief er mit ausbrechendem Zorn. "Ich habe Dir zu sagen, daß Du Dich heute Abend ganz und gar nicht benahmst, wie ich es von Dir fordere und begehre."

"Wie Sie es von mir fordern und begehren?" sagte sie mit Gelassenheit. "Ich möchte wissen, was Sie von mir fordern und begehren können!"

"Du möchtest das wissen?" rief er dicht zu ihr herantretend und seine grauen Augen auf ihr Antlitz bohrend. "Ich begehre, daß Du wie immer sein solltest und handeln solltest wie immer."

"Das heißt," sagte sie, und es drang wie ein krampfhaftes Stöhnen aus ihrer Brust hervor. "Das heißt, ich sollte lügen und betrügen und heucheln und schmeicheln, wie immer. Und that ich das denn nicht? Ist nicht mein ganzes Dasein eine Lüge? Betrüge ich nicht mit jedem guten Wort, das ich empfangen, mit jedem guten Wort, das ich Andern gebe? Heuchle ich nicht, wenn ich ruhig und sanft vor den Menschen erscheine? Schmeichle ich nicht, wenn ich ihnen sage, daß ich ihnen gut bin und daß ich ein Geschöpf Gottes bin wie sie und menschlicher Begabung fähig wie sie? Sie wundern sich jetzt, mein Vater, über meine Heftigkeit. Sie sind erstaunt, daß unter dieser Eiskruste, welche ewig mein Herz umgibt, doch noch zuweilen das Feuer des Zorns und der Empörung über mich selbst aufflammt? Sie haben es so gewollt, Sie haben mit Ihren zürnenden Worten diese Eiskruste durchbrochen. Nun sehen Sie, was Sie gethan haben."

"Warum mich zürnen, Editha? Warum willst Du mich zwingen, die Waffen Dir aus der Hand zu winden und mich zu wehren gegen Dich?" sagte er. "Lassen wir das! Wir wissen, was wir von einander zu halten haben. Wir wollen Freunde sein, Editha, weil wir nicht Feinde sein können! Da, nimm meine Hand. Du zögerst? Bist Du ein so unnatürliches Kind, daß Du Deinem Vater nicht mehr die Hand geben willst?"

"Ja," sagte sie, "ich bin ein unnatürliches Kind und ich vergesse zuweilen, daß Sie mein Vater sind, weil Sie sehr oft vergessen haben, daß ich Ihr Kind bin."

Lord Pembroke seufzte leise und ließ langsam seine Hand niedergleiten.

Eine Pause trat ein. Man hörte Nichts, als das laute Athmen des alten Herrn, das leise Wehzen der jungen bleichen Frau, die zurückgegriffen war in den Fauteuil und matt wie eine geknickte Birke ihr Haupt in den Sessel zurücklegte.

"Laß uns jetzt vernünftig mit einander reden," sagte der Alte nach einer langen Pause. "Ich habe einen schlechten Abend gehabt. Nichts wollte mir gelingen. Denn da Du nicht bei uns warst, waren die Spieler aufmerksam, und ich durfte Nichts wagen. Das geht nicht so, Du darfst unsere Gesellschaften nicht weiter ausdehnen, nicht andere Gäste laden außer denen, die uns nützen können. Was soll es mit den Weibern? Weshalb ladest Du sie?"

"Weil ich so grenzenlos leide unter meiner Vereinsamung," sagte sie. "Weil die Röthe der Scham immer auf meinen Wangen glüht, wenn ich nur Männer um mich sehe und mir bewußt bin, daß ich ausgestoßen bin aus dem Kreise der Frauen."

"Es ist albern und thöricht, nach so vielen Versuchen des Lebens sich retten zu wollen in den Hafen der Tugend. Albern und thöricht, wieder einlenken zu wollen in die alten Bahnen, wenn man sie einmal verlassen hat."

"Sie haben wohl Recht, mein Vater," sagte sie mit dumpfer Stimme. "Der verlorne Nimbus läßt sich nicht wieder gewinnen."

"Warum hieltest Du Sir Arthur zurück? Gerade auf ihn rechnete ich diesen Abend. Und wärest Du mit ihm bei uns gewesen, so würde ich eine reiche Ernte gehabt haben. Ich frage Dich noch einmal, warum hieltest Du ihn zurück?"

"Weil ich ihn bewahren wollte vor Euch und vor dem Laster," sagte sie. "Sir Arthur ist mein Verwandter, seine Mutter ist freundlich und gütig gegen mich. Und da ich wohl Grund habe, gegen jede Gütigkeit und Freundlichkeit dankbar zu sein, so bezeugte ich der Mutter meine Dankbarkeit, indem ich den Sohn vor Euch errettete."

"Sehr moralisch, wirklich, sehr großmüthig und moralisch," sagte ihr Vater höhlich. "Doch wage ich, die schöne und edle Lady Editha daran zu erinnern, daß weder Tugend noch Edelmut ihr ziemt. Du weißt, daß wir über einem Abgrund stehen, den wir nur mühsam mit geborgten Blumen überdeckt haben. Fährst Du so fort, wie Du heute angefangen, so bricht die Decoration unter uns zusammen, und wir sinken hinunter in den Abgrund."

"Ich wollte, mein Vater, wir thäten es," rief sie glühend. "Ich würde die Hand segnen, welche diesen erkaufnen Stifter unter

unsern Füßen fortzöge und uns hinabsinken ließe in den Abgrund. Ich habe nicht den Muth dazu, es selbst zu thun. Und wenn ich es selbst thun möchte, wenn in dunklen und furchtbaren Stunden mir diese Sehnsucht aufsteigt, so erinnere ich mich dann, daß ich Ihre Tochter bin, und daß ich nicht das Recht habe, Sie mit mir in den Abgrund zu stoßen. Aber wenn mich dieser Abgrund ohne mein Verschulden verhängen möchte, wenn ich in ihn hinabgestürzt würde und drunten läge mit zerfetztem Gliedern und blutender Brust, dann würde ich vielleicht die Hände wieder falten und das längst vergessene Gebet wieder finden können auf meinen Lippen. O mein Vater, ich möchte so gern gut werden, so gern die ganze Vergangenheit hinter mich schiebend und ein neues Leben beginnen — oder mich in den Tod flüchten vor diesem alten verhassten Leben!"

"Doch das alte verhasste Leben, wie Du es nennst, hast Du doch bis jetzt nur mit recht glänzenden Augen angeschaut, und Du hast Dich ihm mit heiterem Lachen hingegeben," sagte der Alte. "Deine empfindsame Erregtheit läßt mich Schlimmes vermuthen."

"Schlimmes vermuthen," wiederholte sie achselzuckend. "Als ob das Schlimme bei uns noch eine Vermuthung wäre und nicht die furchtbare, unumstößliche Gewißheit!"

"Du willst mir ausweichen," sagte er. "Du weißt, was ich meine! Diese tugendhaften Erregungen, welche Du jetzt zuweilen in Dir spürst, lassen mich vermuthen, daß Lady Editha — es ist zum Lachen, und doch muß ich's sagen — daß Lady Editha verliebt ist. Verliebt wie ein junges Mädchen, das im Mondschein schwärmt und von Tugend und Liebe träumt, von —"

"Von längst vergessenen Zaubersprüchen ihrer Jugend," unterbrach ihn Lady Editha mit einem schmerzlichen Ausdruck ihrer Augen. "Und Sie meinen, das ziemt sich nicht für mich, mein Vater?"

"Ich meine das, und Du weißt selbst, daß es sich nicht für Dich ziemt. Wer solche stürmische Vergangenheit hinter sich hat, der hat nicht mehr das Recht, einlenken zu wollen in den Hafen des Friedens, der Unschuld und der Liebe, sondern er muß vorwärts auf den stürmischen Wegen und muß suchen, dieselben sich mit so viel Nojen und Wüthigen zu überkreuzen, als er irgend zusammenraffen kann. Du weißt, weshalb wir aus Indien heimkehrten. Um hier das Glück zu finden, welches wir dort verloren hatten seit dem Tode Deines unglücklichen, armen Gemahls, der für Dich in Duell verblutete."

"D still, sprechen Sie nicht davon," sagte sie, abwehrend die Hand aufhebend. "Wozu wollen Sie die Geister wecken, welche schlafen? Wir kennen Beide meine Vergangenheit, berühren wir sie nicht, denn sie ist wie eine offene Wunde, welche immer blutet. Ich weiß so gut, wie Sie, weshalb wir aus Indien hierher kamen."

"Doch Du scheinst es vergessen zu haben, was wir hier thun wollen und müssen! Du weißt, wir sind ganz arm, und was uns umgibt, ist nur das Flittergold, welches mir die Gläubiger lassen, weil ich ihnen versprochen habe, daß ich sehr bald alle Schulden bezahlen wolle, und weil ich sie überzeugte, daß sie mir helfen mußten, das Ziel zu erreichen, nach welchem ich strebe."

"Welches ist das Ziel?"

"Daß Lady Editha hier noch einmal versucht, was sie in Indien erreichte, daß sie hier ihre Zauberkunst ausbreite und einen reichen, vornehmen Herrn umgarnet."

"Fahren Sie nicht fort, Mylord," rief Editha, indem sie aufsprang und zürnend und stolz sich erhob. "Peinigen Sie mich nicht länger, indem Sie in Worte kleiden, was schon als Gedanke mit tausend Schwertern mir das Herz durchbohrt. Ich weiß ja Alles und ich trage ja Alles, denn Gott ist die Vergeltung und die Rache, und sie trifft mich schwer. Doch sprechen Sie nicht davon, wenn Sie nicht wollen, daß ich tod in Ihren Füßen niederfinke oder hinausgehe in die Nacht, um nimmer wieder zu Ihnen zurückzukehren."

"Seltsame Empfindsamkeit!" sagte der Lord achselzuckend. "Du hast wieder eine von Deinen dämonischen Stunden. Nun, wenn Du Alles weißt und Alles durchschauest, so weißt Du auch, daß es schwer sein wird, hier in London einen anderen Lord Hastings zu finden, und daß die Wittve des ersten Lord Hastings zufrieden sein muß, wenn sie statt des glänzenden Lords einen minder vornehmen Freier findet. Sir John Hood liebt Dich, ich muß Dich noch einmal daran erinnern, er ist ein Millionär."

"Ja, sein Sklavenhandel hat ihn zum Millionär gemacht," sagte sie mit einem verächtlichen Achselzucken.

"Gleichviel, woher er seine Millionen genommen. Er hat sie und er liebt Dich und er ist Dir hierher gefolgt. Ja, als Viele Dich stoben, und Viele Dir auswichen dort drüben, ist er Dir hierher gefolgt. Mich dünkt, das verdient wohl eine Belohnung. Und ich warne Dich, sei auf Deiner Huth. Reize Sir John Hood nicht. Wilde Dir nicht ein, daß Sir Arthur Timblestick ein besserer Gemahl für Dich sei, als er. Sir John Hood liebt Dich, aber er ist rachsüchtig und er wird kein Mittel unversucht lassen, um zu seinem Ziele zu kommen. Das bedenke wohl, und nun gute Nacht, Lady Editha."

"Gute Nacht, Lord Pembroke," sagte sie mit tonloser Stimme, indem sie aufstand und leise das Haupt neigte. "Schlafen Sie, wenn Sie es vermögen."

Sie wandte sich um und schritt langsam hinaus, langsam durch die öden Gemächer dahin, in denen der alte Jack, der, nachdem er die Bezahlung von dem Lord empfangen, nun ganz wieder der dienstbesessene und ergebene Diener war, die Kerzen längst ausgelöscht hatte.

Als sie in ihr eigenes, matt erleuchtetes Zimmer eingetreten war, schob sie innen den Kiesel vor, und nun drang ein schwerer Seufzer, der fast dem Stöhnen einer Sterbenden gleich, aus ihrer Brust hervor. Sie trat an das Fenster und riß es auf und schaute hinaus in die dunkle Nacht. In langen Zügen athmete sie die Luft ein, deren kalter Hauch ihre glühende Brust kühlte. Dann schaute sie auf zu dem Nachthimmel, an welchem Stern neben Stern leuchtete. Mit einem Aufschrei ihrer inneren Qual hob sie ihre Arme empor, rang sie die Hände auf zu dem stillen Sternenhimmel.

"Ach," murmelte sie leise, "ich möchte so gern gut werden, ich möchte so gern ein anderes Leben beginnen. Ist es denn unmöglich? Bin ich denn gefangen in den Banden meiner eigenen Vergangenheit? Ich möchte so gern gut werden, denn ich fühle, was ich noch nie gefühlt; ich fühle, daß ich ein Herz habe, und daß dieses Herz noch der Liebe fähig ist. Helft mir, Ihr Sterne und Du allmächtiger Geist, welcher über den Sternen thronst! Habet doch Erbarmen mit einem armen, verzweifeln, ringenden Menschenherzen! Helft mir doch, gut zu werden, damit ich würdig werde des Mannes, den ich liebe!"

"Ach," murmelte sie leise, "ich möchte so gern gut werden, ich möchte so gern ein anderes Leben beginnen. Ist es denn unmöglich? Bin ich denn gefangen in den Banden meiner eigenen Vergangenheit? Ich möchte so gern gut werden, denn ich fühle, was ich noch nie gefühlt; ich fühle, daß ich ein Herz habe, und daß dieses Herz noch der Liebe fähig ist. Helft mir, Ihr Sterne und Du allmächtiger Geist, welcher über den Sternen thronst! Habet doch Erbarmen mit einem armen, verzweifeln, ringenden Menschenherzen! Helft mir doch, gut zu werden, damit ich würdig werde des Mannes, den ich liebe!"

"Ach," murmelte sie leise, "ich möchte so gern gut werden, ich möchte so gern ein anderes Leben beginnen. Ist es denn unmöglich? Bin ich denn gefangen in den Banden meiner eigenen Vergangenheit? Ich möchte so gern gut werden, denn ich fühle, was ich noch nie gefühlt; ich fühle, daß ich ein Herz habe, und daß dieses Herz noch der Liebe fähig ist. Helft mir, Ihr Sterne und Du allmächtiger Geist, welcher über den Sternen thronst! Habet doch Erbarmen mit einem armen, verzweifeln, ringenden Menschenherzen! Helft mir doch, gut zu werden, damit ich würdig werde des Mannes, den ich liebe!"

"Ach," murmelte sie leise, "ich möchte so gern gut werden, ich möchte so gern ein anderes Leben beginnen. Ist es denn unmöglich? Bin ich denn gefangen in den Banden meiner eigenen Vergangenheit? Ich möchte so gern gut werden, denn ich fühle, was ich noch nie gefühlt; ich fühle, daß ich ein Herz habe, und daß dieses Herz noch der Liebe fähig ist. Helft mir, Ihr Sterne und Du allmächtiger Geist, welcher über den Sternen thronst! Habet doch Erbarmen mit einem armen, verzweifeln, ringenden Menschenherzen! Helft mir doch, gut zu werden, damit ich würdig werde des Mannes, den ich liebe!"

(Fortsetzung folgt.)

Kosmetische Briefe.

Von Dr. Cornelius.

Das Färben des Haupthaars. Die Mittheilungen über die Schönheit bleiblicher Haarfarbstoffe, welche ich auf Seite 82 des Bazar's d. Z. machte, sind Veranlassung zahlreicher Zuschriften gewesen, aus welchen ich mit Vergnügen ersehe, daß meine Warnungen an verschiedenen Stellen rechtzeitig genug kamen, einer drohenden Vergiftung Einhalt zu thun; zugleich wurde aber auch mehrheitlich der Wunsch nach Mittheilungen über gebräuchliche, nicht bleibliche Haarfarbstoffe ausgesprochen.

Ich will hier weder ein Fürsprecher des Färbens der Haare sein, noch dasselbe verdammen, jedenfalls hat es aber soviel Berechtigung wie die Eitelkeit selbst. Seit den ältesten Zeiten ist wohl bei allen Völkern das Färben der Haare in Gebrauch gewesen; nicht nur suchte man von jeher ergrautem Haar seine ursprüngliche Farbe wiederzugeben, sondern man unterwarf sich auch den jeweiligen Forderungen der Mode, wenn diese für das Haar einen bestimmten Farbenton forderte. Die altindischen Damen der Kaiserzeit, neidisch auf das goldblonde Haupthaar germanischer Mäbchen und Frauen, ließen sich nicht nur von dem Haar der Gefangenen Bekränzen anfertigen, sondern benutzten auch die damals schon bei den Deutschen gebräuchlichen Haarfarbstoffe zur Erzeugung der Goldfarbe der Haare — ganz so, wie vor wenigen Jahren die Pariser Mode Mittel suchte und fand, dunkles Haar in Goldblond umzuwandeln. Unsere deutschen Vorfahren bedienten sich dazu einer Art Seife, welche in Matrac (vielleicht im Hefischen gelegen) angefertigt wurde. Das jetzt wieder modern gewordene Goldblond erzielt man durch Wasserstoffsuperoxyd (Eau d'orate, Haarbleichwasser, oxydirtes Wasser, Golden Hair Water etc.), einem chemischen Erzeugniß der Jetztzeit. Seife und Haarbleichwasser sind weniger Färbe- als Entfärbungsmittel; die Zahl der eigentlichen directen Haarfarbstoffe ist sehr groß; der Werth der einzelnen Mittel sehr verschieden, die Mehrzahl derselben färbt das Haar nur vorübergehend; dauernd — d. h. so lange bis der Nachwuchs ein erneutes Färben nöthig macht, vermögen nur metallische Mittel das Haar zu färben, diese aber können am ehesten der Gesundheit nachtheilig werden, während dies bei den Haarfarbstoffen organischer Ursprungs nur ausnahmsweise der Fall ist. Toxisches Haar läßt sich leicht und sicher in allen Nuancen färben; lebendes Haar ist im Allgemeinen schwierig zu färben, und auch beim brauchbarsten Haarfarbstoffe nicht mit sicherer Voraussage des Effects. Es ist nichts Seltenes, daß ein und dasselbe Haarfarbstoffe bei verschiedenen Personen unter sonst gleichen Umständen verschiedene Farbergebnisse hervorbringt.

Zu den vorübergehend färbenden Mitteln sind folgende zu zählen. Humus-saures Ammoniak. Man stellt dasselbe durch Ausziehen von Torf mit verdünntem Salznägel dar. Es ist ein unschädliches wohlfleues, die Haare braunfärbendes Mittel. Das Kerin von Az in Wien besteht aus parfümirter Lösung von humus-saurem Kali, Baffine. Eine concentrirte Auflösung von übermangan-saurem Kali; die violette Farbe dieses Mittels macht auf dem vorher entfärbten Haar bald einer braunen Farbe von pulverig ausgeschiedenen Braunistein Platz. Das Mittel ist nicht zu empfehlen, da die Haare unangenehm stumpf-braun danach erscheinen, das braune Pulver nur leise aufsteigt, und wohl nicht mit Unrecht zu befürchten ist, daß bei anhaltendem Gebrauch desselben die Haare angegriffen und gelichtet werden. Hydro-gallische Säure in Eau de Cologne oder Weingeist gelöst, für sich allein oder mit etwas Eisen-salz gemischt. Dieses Mittel, im Uebrigen unschädlich, färbt leider nur ausnahmsweise die Haare schön braun; in den meisten Fällen färbt es entweder gar nicht oder gibt doch nur eine feineswegs ermunternde Haarfärbung. Das türkische Haarfarbstoffe Rastikopetra und Rastik Yuzi besteht aus in Del gerösteten Galläpfeln, vermischt mit einem eisen- und kupferhaltigen Pulver, parfümirt kommt es namentlich zum Gebrauch im Serail als Karsi vor. Das alle Türlen und Türkinnen verdanken die tiefe Schwärze ihres Haars diesem Mittel, welches als unschädlich gelten kann. Das Haar soll durch dieses Mittel, welches schwierig in unseren Parfümerie-läden zu finden sein wird, ziemlich lange Zeit gefärbt bleiben. Aehnlich zusammengefaßt aber nicht so wirksam sind Forrest's Cosmétique Lotion, Turco, Gerard Dye. — Wallnusch-säureauszug. Der frisch ausgepreßte Saft grüner Wallnusch-schalen ist ein nicht zu verwendendes Mittel zum Braunfärben der Haare. Seine Verwendung ist leider eine beschränkte, da er sich nicht ungerührt aufbewahren läßt. Was unter dem Namen Wallnusch-schalen-Extract, Del etc. die Parfümisten verkaufen, ist daher werthlos. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß man sehr vorsichtig bei dem Ankauf kosmetischer Mittel sein muß, auch wenn diese unter unschuldig erscheinenden Namen angeboten werden; beispielsweise enthält das angebliche reine Wallnusch-schalen-Extract von Schwarzlose in Berlin nicht nur keine Spur eines Auszuges von Wallnusch, sondern besteht aus einer Auflösung von Höllestein und chrom-saurem Kupferoxyd in salmiat-gehaltigen Wasser. Von vegetabilischen Mitteln hat man leider auch (selbst in Kleide's Kosmetik!) einen Auszug der Anacardium-nüsse als unschädliches Haarfarbstoff empfohlen, während dasselbe auf die Haut gebracht die höchstschmerzlichen Entzündungen und Anschwellungen hervorruft. Durch den Anacardiumsaft, der auch als Mittel zum Zeichen der Wäsche und Handschuhe benutzt wird, sind noch vor Kurzem in Berlin Vergiftungserscheinungen beobachtet worden, so daß sich die Polizeibehörde genöthigt sah, vor dem Gebrauch desselben zu warnen. — Er-nährungs-werth ist noch ein französisches Haarfarbstoffe, dessen Namen mir entfallen; es enthält in einem Oele eine Lösung von Blutlaugen-salz, im anderen eine Lösung von Kupfer-vitriol und Salmiat-gehalt; dieses Mittel gibt eine unangenehme braunrothe Haarfärbung und ist unecht. Eine eigenthümliche Stellung unter den Haarfarbstoffen nehmen die Eisen-präparate ein. Seit uralter Zeit sollen die Chinesen, die sich selbst das schwarzhaarige Volk nennen, vorzeitig ergrautem Haupthaar durch den innerlichen Gebrauch von Eisenmitteln die ursprüngliche Farbe zurückgeben haben. Eine solche Eisen-tur hat auch in Europa Nachahmer und Vertreter gefunden; da ich Grund habe, die Wirksamkeit dieser Eisen-tur zu bezweifeln, will ich hier die Art, in welche Behandlung vorgenommen wird, nicht näher auseinandersetzen, die Leser, welche sich dafür interessieren, aber auf folgende Schriften verweisen: A. Debay, Hygiène médicale des cheveux. Paris 1854. (Mellano-génésie, chapitres VIII) und Dr. E. R. Pass, das menschliche Haar. Leipzig 1869, Dito Wigand. (Seite 63 u. f.).

Ich komme nun zu den echt färbenden metallischen Mitteln; es werden dazu verwendet Blei, Wismuth, Kupfer, Quecksilber und Silber in verschiedenerartiger Form und Präparation.

Unter allen Umständen schädlich für Haar und Gesundheit sind diejenigen Mittel, welche Blei oder Quecksilber enthalten, zu starke Lösungen der anderen Metalle oder eine ungeschickte Wahl in der Zusammenlegung, des-gleichen eine fehlerhafte Anwendung solcher Lösungen von Wismuth, Kupfer oder Silber können ebenfalls sowohl für das Haar als für die Gesundheit schädlich werden.

Ueber die Haarfarbstoffe aus Kupfer und Wismuth sollen mir Erfahrungen, jedenfalls muß ihr Werth ein zweifelhafter sein, sonst wären sie sicher allgemeiner verbreitet und angewandt. Es bleiben somit nur noch die silber-haltigen Haarfarbstoffe zur Besprechung übrig. Die Anwendung des Hölle-steins (Silber-salpeters) zum Zwecke der Haarfärbung ist jüngerer Datums als die der Weismittel, welche letztere in Deutschland nachweislich schon vor ein paar hundert Jahren Anwendung fanden. Höllesteinlösungen werden meines Wissens erst seit Anfang dieses Jahrhunderts in Anwendung gebracht und haben im Laufe dieser Zeit ihrer Zusammenlegung nach wesentliche Verbesserungen erfahren. Es soll damit indeß nicht gesagt sein, daß nicht heute noch silberhaltige Haarfarbstoffe nach den ältesten und schlechtesten Vorschriften zusammenge-sezt in Gebrauch sind.

Ursprünglich benutzte man eine einfache Lösung von Höllestein in Wasser, welche auf das vorher entfettete Haar aufgetragen wurde. Luft und Licht bringen dann in einigen Stunden die Haarfärbung hervor. Gewöhnlich erhalten so gefärbte Haare einen abwechselnden rothen Reflex (er läßt sich durch nachträgliche Befeuern der Haare mit einer Tanninlösung ganz oder doch zum Theil fort-schaffen), ist die Lösung des Höllesteins concentrirt, so leiden auch die Haare erheblich, auch liegen Beispiele einer Silbervergiftung nach Anwendung einer solchen Lösung vor. Man suchte zuerst diesen Uebelständen dadurch zu begegnen, daß man die Silberlösung ammoniakalisch machte; der Erfolg war ein sehr zweifelhafter; ebenso wenig verbesserte ein Zusatz von Kupfer-salz die Qualität des Mittels. Noch mehr zu verwerfen ist die Anwendung einer mit Salpeter-säure sauer gemachten Höllesteinlösung, z. B. Cattel's Argentan Tincture. — Von Frankreich aus kam zuerst eine weitere zweifelhafte Verbesserung der Höllesteinlösungen zu uns, sie bestand darin, daß man zwei Lösungen verwendete, die eine enthaltend Silber-salz (oder Silber- und Kupfer-salz), die andere Schwefel-säure. Dergleichen Haarfarbstoffe sind: Fluide impérial transmutatif; Eau de Jouvence, de Mally d'Albert, Eau Mexicaine, Colom-bienne, Africaine, Ethiopienne etc.

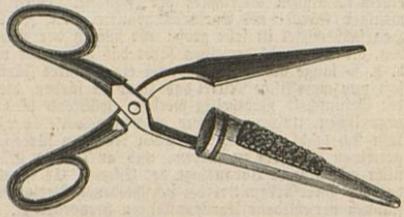
Durch diese Haarfarbstoffe wird das Haar größtentheils so intensiv schwarz gefärbt, daß darunter die Natürlichkeit der Haarfärbung verloren geht. Wird die Schwefel-säurelösung zu stark angewandt, so geht man sich aber auch noch der Gefahr aus, die Haare selbst zu verlieren, da Schwefel-säure ein Enthaarungsmittel vorstellt. Man hat denn auch häufig statt der Schwefel-säure sich des mildereren Schwefel-ammoniums bedient. Eine ganz wesentliche Verbesserung erlitten die silberhaltigen Haarfarbstoffe zu Anfang der fünfziger Jahre dadurch, daß an Stelle der Schwefel-säurelösung eine solche von Hydro-gall-säure gesetzt wurde. Das Product dieser Verbesserung ist das Krinodrom von Barthol in Berlin*, es gehört jedenfalls zu den besten und unschädlichsten aller zur Zeit vertriehenen Haarfarbstoffe. Nach Dr. Hager's Analyse ist das Krinodrom folgendermaßen zusammenge-

* Barthol's Krinodrom ist durch E. Karig, Berlin, Hausvoigteiplatz, zu beziehen; der Carton kostet 1/2 Thaler.

fest: Lösung A. 10 Theile Pyrogallussäure; rectificirter Holzessig, rectificirter Weingeist von jedem 500 Theile. Lösung B. 30 Theile Silberalpeter, 900 Theile destillirtes Wasser...

Durch Verbindung des Gebrauches von Silberalpeter und Pyrogallussäure wird nicht nur eine natürliche Haarfarbe erzeugt, sondern man darf eine solche Färbung der Haare auch ohne Besorgnis der Gesundheit zu schaden vornehmen...

Zum gleichmäßig Färben der Haare gehört, gleichviel welche Haarfarbmittel man anwendet, ein vorhergehendes möglichst vollständiges Entfärben der Haare...



Das Haar wird zuerst mit Coccosnüsse durchgewaschen, ausgespült, alsdann nochmals mit einer Auflösung von Pottasche (1 Theelöffel, gereinigte Pottasche auf 1/2 Tasse Wasser) gut durchgewaschen...

Die Mode.

„Wann reisen Sie?“ Das ist jetzt, die Frage. Ich habe jetzt vierzehn Tagen so oft Abschied und so viele Lectionen in Verlepich's Reisebüchern genommen...

Die ersten Symptome des eigenen Reisesiebers! Und eile ich in Gerson's Magazin in unruhig treppenauf, treppenauf, so erinnern die allenthalben leuchtenden durchsichtigen Stoffe Piqué, Batist, Mull, Gaze-Grenadine...

Und welche Fülle des Reiten, Ueberraschenden, Amuthenden! Vor Allem fällt eine gewisse Vorliebe auf, die Toiletten mit Bunt- oder Weißstiderei anzufertigen. Weiße Mullkleider werden mit Wolle gestickt, entweder ganz in einer Farbe, z. B. in Braun, oder in mehreren Farben...

Außer der Gaze-Grenadine haben wir die Gaze-Froufrou (sie ist besser, als ihr Name), den Foulard Japonais, den Lydien — einfach und gestreift, écoré sowohl, wie farbig...

Eine reizende Zugabe zu den Sommertoiletten sind kleine Fichus, Pelserinen und dreieckige Tücher aus dem Stoff des Kleides, aus weißer oder farbigem Seidengaze, Crépe-de-Chine oder dergl. mit gleichfarbiger Guipürespitze...

Die Hute sind immer noch hoch, sogar sehr hoch. Wir legen sie jetzt so auf, daß das Vorderhaar unbedeckt bleibt, also tiefer in den Nacken. Garnirt werden sie mit Blumen, farbigen Bändern, Federn oder mit allen dreien zusammen. In solchem Fall kann man auf dem einen Hut rosa und blaues Band mit rosa Rosen und blauen Federn...

streifen und durchbrochenen Einlagen arrangirt (denn Madame Mode beutet ihre „neuen“ Ideen gründlich aus und bringt sie überall an), mit farbigem Seidenfutter und langem Stiel. Schirme im Rococo-Geschmack sind von schwarzer oder weißer Seide mit buntgesticktem Blumenplein...

Was die Lingerie betrifft, so ist die Zusammenstellung von gesteppten Streifen aus feiner Leinwand mit Spitze und Hohlkästen, mit Mull- oder Tüllpuffen, mit Stidereiordüren und mit farbigem Crépe-de-Chine immer noch beliebt. Zur Haus-toilette, auf dem Lande, im Bade tragen wir Kragen und Manschetten aus fein geblütem oder aus gestreiftem Percal...

Zum Lobe der seidenen und in allen Farben schillernden Damenstrümpfe sei gesagt, daß sie jetzt bedeutend billiger, als früher sind. Ich berufe mich auf Gerson.

Ich berufe mich überhaupt auf Gerson. Denn wo fände ich ein Ende, all die sommerlichen Schätze dieses „Seiam öfne Dich“ heranzuzählen, die so recht zur Reize geeigneten Keincostüme, Fagon „Admiral“ — écoré, mit blauer Leinwand belegt oder ganz aus blauer Leinwand — mit entsprechendem Hütkchen und Stockhörn; die buntgestreiften Charpes von bourre-soie, die Wagen- und Reismäntel von englischem Flanel u. s. w. u. s. w.!

1) Glattes langes Unterkleid von schwarzem Sammet, Ueberkleid von weißem, durchaus englisch gesticktem Batist, mit weißer Guipürespitze und schwarzem Sammetstreifen garnirt. 2) Unterkleid von hellem meergrünem Seidenstoff, dazu offene Tunika, deren oberer Theil aus schwarzem Seidengaze besteht...

Und nun: Glückliche Reise! und wenn wir auf Berge klettern, nicht wie Helena, die Dame ohne Herz und — ohne Handfläche!

Veronika von G.

Auflösung der Charade Seite 148.

„Nachlicht.“

Rebus.



Räthsel.

Ohne Anfang, ohne Ende, hältst mich sinnend in der Hand, Drückt mich innig an die Lippen, Wenn dein Herz mich recht verstand. ... Komm' ich auch vom kalten Norden, Bin ich doch der Sonne Kind, Wenn genannt mit meinem Namen, Irgend welche Früchte sind.

Correspondenz.

Das trauernde Maiglöckchen. Wählen Sie ein Kleid von weißem Mull oder auch von weißem oder farbigem Tarlatan oder Plüschstoff, mit Blumen garnirt. Ein Hüßhorn mit Blumen als Attrape. Zum Photographiren dürfte eine dunkle Toilette vorthelhaft sein. ... Eine treue Abonnentin in N. Die Fragen 1, 2 und 5 beantwortet mit dem „Ja“. Zu hohem Muthwillde dürfen Sie eine offene Schößjacke ohne Hemmel aus Sammet oder Seidenstoff tragen.

ist noch modern, doch werden breitere Streifen bevorzugt, Preis pro Meter 26-30 Sgr. ... Abonnetin. Das Bild von Meyer von Bremen, „Dämmerstunde“, das, im Bazar auf Seite 181, Beifall in so hohem Grade gefunden hat, ist als Photographie im Verlage der photographischen Gesellschaft in Berlin erschienen.

Alpenrose. Der Glanz, welchen das Zeug besaß, rührte von der Appretur her; Sie müssen uns, bevor wir Ihnen raten können, sagen, woraus der fragliche Stoff besteht, da Wolle, Seide u. s. w. verschiedenartige Appretur erhalten.

Stife in Rumänien. Reichhaltige Auswahl von Blumenjamen finden Sie u. a. bei E. Fürst in Frauendorf in Bayern. ... Verehrerin des Bazar in Danemark. Mrs. Allen's Hair Renewer enthält, wie schon von Dr. Cornelius auf Seite 82 bemerkt wurde, ein Bleisalz, sein Gebrauch ist also der Gesundheit nachtheilig.

Emilie in Sch. Käufliches Glycerin darf als Reintmittel im Allgemeinen nicht angewendet werden, so lange es noch dickflüssige (hydropartige) Consistenz zeigt, man verbinde es mit mindestens dem Tenthel seines Gewichtes Wasser.

Claira C. Z. Rofflecke entfernt man aus Stahlplatten, indem man sie kurze Zeit mit Petroleum durchseucht, dann mit Schmirgel-papier abreibt und mit Englischtroth nachpolirt.

A. R. In der Farbe verlassenes Buchenleder läßt sich auf eine leichte Weise nicht wieder auffärben.

A. v. S. — D. M. Die erwähnte Eau de Lys hat nichts mit Lilien zu thun, sie besteht nach dem Berliner Industrieblättern aus 2 Grammen Biotogly, 2 Grm. Talkstein, 4 Grm. Glycerin und 200 Grm. Rosenwasser. ... F. Z. in W. — A. R. in B. und Dankbare Abonnetin. Stockflecke lassen sich aus Atlas oder anderen seidenen Stoffen durch höchst rectificirten Weingeist, dem ein kleiner Zusatz von Salmiakgeist gegeben, entfernen.

M. Z. in T. Schieferpapier erhalten Sie in Heyl's Künstlermagazin, Berlin, Leipzigerstraße 96.

Junge Frau an der Elbe. Schicken Sie das weiße Atlaskleid in eine chemische Reinigungsanstalt. ... W. B. in K. Was das Zahnfleisch ist ein Zeichen von Blutmuth, wird letztere gehoben, so erhält das Zahnfleisch auch seine frühe Weiche.

M. Z. in A. b. Z. Durch Auffüllen eines Pulvergemisches von Borax und Zucker vertreibt man die Schaben aus den Küchen.

Maria v. L. Ein Haarfarbmittel, welches jedem Haare seine ursprüngliche Farbe wiedergibt, gibt es nicht. ... Verehrerin des schönen Teint. Die Pasta Pompadour der Frau Wittwe Riz ist ein sehr unschädliches Mittel, bestehend aus Coldcream und geriebenen entfalteten Mandeln...

A. B. in K. bei N. Um Weinflecke aus polirtem Marmor zu entfernen, besencht man dieselben mit schwacher Alesalösung, wäscht mit reinem Wasser nach und schleift mit feinem gestoßenem, gelbem weissen Marmor mittelst eines Lappens, der in Wasser und dann in das Pulver getaucht wird, die Stelle ab.

Schneeglöckchen. Die unter dem Namen Kallomyrin verkaufte Haarfarbepomade von Kallisch und Ruß in Wien ist durch ihren Bleigehalt gefährlich für die Gesundheit.

N. N. Oberbruch. In der betreffenden Toilette ist die Tunika hinten mit zwei gebogenen Faltungen garnirt.

Huberta. Sie können das gewünschte Jagdeestium in ähnlicher Weise wie einen Reitanzug, den Sie natürlich ohne Schleppe und nach oben hin etwas abgeflacht, herstellen.

Fr. W. Norwegen. Moderne Kragen brachte der Bazar d. Z. auf Seite 12 und 72. Statt der Crinoline trägt man gewöhnlich ein mit einem breiten Volant oder mit mehreren schmaleren Frisuren versehenen Rock von Kohhaar oder Moire...

Maria in G. Das Auffärben eines Regenmantels dürfte nur rathsam sein, wenn der Stoff ganz wollen ist. Der sogenannte Korblad zum Lackiren von Körben und dergleichen ist sowohl schwarz als auch braun oder grau vorhanden.

Ath. des Ech. Ein neuerdings beliebter Toilettenartikel, welcher in etwas an die in früherer Zeit geragene Charpes erinnert, ist die Shawl-Reduine. Sie besteht aus einem mit buntem Streifenmuster gewebten, etwa 256 Cent. langen, 84 Cent. breiten, geraden Streifen von chinesischer Seide oder feiner Wolle...

Z. G. in M. Die Bekleidung eines Fäders wird gewöhnlich mit aufgesäßigem weißem Gummi (gummi tragant) an den Stäben des Gefells festgeklebt.

Md. B. Z. West. Vielleicht arbeiten Sie die Schuhdecken aus Tüll mit farbigem Kreuzstiderei in der Weise wie die Dedé Abbildung Nr. 26 auf Seite 103 des Bazar 1869, oder auch aus Carreanz in Fletguipüre, mit farbigen Atlasstreifen zusammengeleht.

Frau Z. in L. — Vergessenheit Wien. — C. v. St. in St. und Eine Abonnetin in der Bukowina. Ihre Wünsche sind notirt.

Frau A. R. Zu einem Staumantel ist gelber Seidenbatist ein ganz geeigneter Stoff; auch würde sich Popeline oder Mohair écoré empfehlen.

A. v. B. auf E. R. in U. Derartige Seidenstickereien erhalten Sie in der Volantierwaaren-Handlung von Louis Schuler, Leipzigerstraße 6, oder auch bei H. Gerson, Berlin.

v. S. & Comp. Das Eingeklebte ist nicht neu in der Erdkunde. Die gleiche Arbeit wurde bereits vom Bazar d. Z. 1868 auf Seite 327 mit Abbildung Nr. 20 und 21 gebracht...

Plauderhündchen. Die Zahl der Abonnenten ist während der letzten Monate abnehmend im Tausende gestiegen. Allein der Erfolg kann uns ermutigen, nicht beruhigen. Mannichfaltig sollen die Gaben, und jede soll in ihrer Weise nützlich sein.

Das trauernde Maiglöckchen. Wählen Sie ein Kleid von weißem Mull oder auch von weißem oder farbigem Tarlatan oder Plüschstoff, mit Blumen garnirt. Ein Hüßhorn mit Blumen als Attrape. Zum Photographiren dürfte eine dunkle Toilette vorthelhaft sein. ... Eine treue Abonnentin in N. Die Fragen 1, 2 und 5 beantwortet mit dem „Ja“.